1,20 DM/Band 141

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

Irrfahrt ins Jenseits

von Jason Dark



Schweiz Fr 1,50



Irrfahrt ins Jenseits

Gespenster Krimi Nr. 141

von Jason Dark

erschienen am 25.05.1976

Titelbild von Vicente Segrelles

Sinclair Crew

Irrfahrt ins Jenseits

Die Kirchturmuhr des nahen Dorfes schlug zwölfmal, als das schwere Eingangstor der Burg wie von Geisterhand bewegt aufschwang. Rasselnd löste sich die Zugbrücke aus der Verankerung und krachte auf den Boden. Staub wirbelte auf, dessen feine Partikel im Mondlicht wie unzählige kleine Diamanten funkelten.

Plötzlich durchbrach das Trappeln von Pferdehufen die lastende Stille. Ein kastenartiges Gefährt jagte durch das offene Tor und wurde von zwei pechschwarzen Pferden in höllischem Tempo über die Brücke gezogen.

Sie war wieder unterwegs.

Die Teufelskutsche!

Mike O'Shea stützte seine schwieligen Hände auf das schmale Fensterbrett. Mit leerem Blick starrte er durch die Scheibe nach draußen, wo zwischen den Häusern die Dunkelheit lastete.

O'Shea seufzte schwer. Der Atem traf auf die Scheibe, und sie beschlug.

In dem kleinen Zimmer war es bullig warm. Die Platte des alten Kanonenofens glühte, und trotzdem jagte Mike O'Shea ein kaltes Frösteln den Rücken hinab.

Von der nahen Kirchturmuhr schlug es zwölfmal.

Mitternacht, Geisterstunde…

Hinter O'Shea wurde ein Stuhl gerückt. Mary O'Shea, die bisher ruhig am Tisch gesessen hatte, stand auf. Sie ging zu ihrem Mann, blieb hinter ihm stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

»Warum quälst du dich so, Mike?« fragte sie mit leiser Stimme. »Komm, laß uns ins Bett gehen, du kannst nichts dagegen machen. Sie werden uns schon nicht holen.«

»O nein!« Starrsinnig schüttelte Mike O'Shea den Kopf. »So leicht werde ich es ihnen nicht machen. Ich will dir mal was sagen, Mary. Ich bin Ire und dazu noch ein verdammter Dickschädel. Ich lasse mich von keinem terrorisieren. Auch nicht vom Teufel.«

»Aber der Satan ist stärker.«

O'Shea lachte bitter auf. »Das werden wir mal sehen.« Ruckartig wandte er sich um. Mary O'Shea sah in das kantige, wettergegerbte Gesicht ihres Mannes mit den tief eingegrabenen Sorgenfalten und den blauen, hellwachen Augen, in denen die Kampfeslust schimmerte. Mikes Haar war brandrot und kaum zu zähmen. O'Shea war überdurchschnittlich groß, und unter seinem karierten Hemd spannten sich die Muskeln. Er war ein Kämpfer und hatte noch nie in seinem Leben aufgegeben.

Mike O'Shea wandte, sich um und nahm seine Frau in die Arme. »Mary«, sagte er leise, »wir können uns nicht mehr ducken. Hier in diesem Ort geschehen Dinge, wie sie im Mittelalter passiert sind. Und die Menschen nehmen alles hin. Sollen wir warten, bis sie das Dorf ausgerottet haben? Fünf Einwohner sind schon verschwunden. Und immer, wenn diese teuflische Kutsche kam. Ich werde mich dagegen auflehnen, und ich tue es nicht nur für mich, sondern auch für die anderen.«

Mary O'Shea nickte. »Ich weiß es ja, Mike. Aber wenn dir etwas passiert?«

»Dann weißt du, was du zu tun hast. Ich habe dir alles aufgeschrieben und den Brief versiegelt. Du brauchst ihn nur noch abzuschicken.« Mike O'Shea lächelte plötzlich. »Aber soweit wird es wohl kaum kommen, schätze ich.«

Mary hob den Kopf und blickte ihren Mann an. Tränen schimmerten

in ihren Augen. Die Finger der Frau strichen über Mikes Wangen. Mary O'Shea spürte, daß es ein Abschied werden würde.

Ein Abschied für immer…

Mary war eine zarte Frau. Sie reichte ihrem Mann kaum bis zu den Schultern. Das Leben hatte seine Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Trotz ihrer fünfunddreißig Jahre wirkte Mary O'Shea wie eine Fünfzigjährige. Sie hatte es nie leicht gehabt, und doch war für sie die Zeit mit Mike eine Erfüllung gewesen.

O'Shea räusperte sich. Dann sagte er: »Ich sehe noch mal nach den Kindern.«

Mary nickte stumm.

O'Shea strich seiner Frau über das schon graue Haar und verließ das Zimmer. Eine schmale Holztreppe führte in die obere Etage des Hauses. Hier lagen die Schlafräume. In einem schliefen Pat und Edna, die beiden Kinder.

Leise öffnete Mike die Tür.

Er hörte das regelmäßige Atmen der beiden und trat an das große Doppelbett.

Pat war sieben und ein richtiger Lausejunge. Er hatte das Naturell seines Vaters geerbt, während Edna mehr ihrer Mutter ähnelte.

Mike O'Shea strich den Kindern über das Haar und murmelte ein Gebet. Pat und Edna rührten sich nicht. Auf ihren Gesichtern lag ein glückliches Lächeln.

Minutenlang stand Mike vor dem Bett. Dann wandte er sich ab und verließ mit leisen Schritten den Raum. Behutsam schloß er die Tür hinter sich.

Mary wartete unten an der Treppe. Fragend blickte sie ihren Mann an.

Mike O'Shea nickte. »Sie schlafen«, sagte er.

Mary unternahm einen letzten Versuch. »Willst du es dir nicht noch einmal überlegen, Mike? Warte doch ab, und sprich erst mit der Polizei. Warum soll ich den Brief abschicken, wenn du keinen Erfolg hast? Warte doch, bis jemand kommt.«

»Nein, Mary!« Mike schüttelte stur den Kopf. »Wir haben lange darüber geredet, und du weißt, daß ich nicht anders handeln kann. Ich werde mit diesem Spuk aufräumen. Gib mir mein Gewehr!«

»Ja, Mike.« Die Frau hatte resigniert.

Mary O'Shea schloß einen klobigen Schrank auf. Versteckt hinter einem Kittel stand die Schrotflinte. Mike O'Shea hatte die doppelläufige Waffe von seinem Vater geerbt und sie in den Jahren immer gut in Schuß gehalten. Er hatte sie gepflegt wie ein Soldat, und immer war sie geladen.

O'Shea packte die schwere Flinte, als wäre sie leicht wie ein Streichholz. Dann ging er mit schweren Schritten zur Tür. Er nahm die

gefütterte Jacke vom Haken und schlüpfte hinein.
Mike O’Shea zog die Tür auf. Ein kalter Wind fegte in das kleine Haus.
»Leb wohl, Mike«, sagte Mary O’Shea mit tränenerstickter Stimme. »Leb wohl.«
Mike versuchte zu lächeln, doch es verunglückte. »Bis später dann«, sagte er, und plötzlich glaubte er selbst nicht an die Worte. Er ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern trat auf die Straße. Gebeugt und leicht gegen die Wind gestemmt, stapfte er mit schweren Schritten über die Fahrbahn dem Ausgang des kleinen Dorfes zu.
Mary O’Shea schloß die Tür. Und dann war es aus mit ihrer Beherrschung. Sie rannte zurück in die kleine Wohnstube und fiel schluchzend auf das Sofa.

***

Der Wind schnitt wie mit tausend kleinen Messern in Mike O’Sheas Gesicht. Hier im Norden von Schottland war der Februar noch einer der kältesten Monate im Jahr. Auf den Bergen lag der Schnee wie eine dicke Puderschicht und reflektierte das kalte Mondlicht.
Mike O’Shea fühlte sich wie der einsamste Mensch auf der Welt. Der Boden war gefroren, und die tiefen Fahrrillen, die die Reifen der Traktoren und Wagen auf der Fahrbahn hinterlassen hatten, hart wie Stahl. In den Rillen knackte das Eis, wenn Mike O’Shea mit seinen schweren Stiefeln darauftrat.
Die Schrotflinte hielt der einsame Mann in der rechten Hand. Die Fassaden der einfachen Steinhäuser kamen ihm drohend und abweisend vor, und Mike wußte, daß in den Häusern Menschen wohnten, die Angst hatten.
Angst vor den Mächten des Bösen!
Die Bewohner hier in Schottland hatte der Aberglaube geprägt. Geister und Dämonen waren Gestalten, mit denen man leben mußte, und die immer wieder in das tägliche Leben eingriffen.
Das wußte auch Mike O’Shea, aber er gehörte zu den wenigen, die sich nicht damit abfinden konnten. Er hatte den bösen Mächten den Kampf angesagt.
Mike hatte das Ende des Dorfes erreicht. Linker Hand sah er die halbhohe Mauer des Friedhofes. Mike warf einen scheuen Blick zu dem Gottesacker hinüber. Gespenstisch leuchteten die Grabsteine im Mondlicht. Trauerweiden und Erlen beugten ihre Zweige fast bis zum Boden, und auf einem der Gräber flackerte ein einsames Windlicht.
Mike O’Shea dachte an die Teufelskutsche. Würde sie in dieser Nacht kommen?
Er hoffte es, denn er wollte das grauenvolle Geheimnis lösen, das diese Kutsche umgab.

Jeder wußte, daß sie von Rock Castle kam, der geheimnisumwitterten, verfluchten Burg. Sie kam in den Vollmondnächten, jagte durch das Dorf und hielt vor irgendeinem Haus. Eine unbekannte Macht trieb die Bewohner des Hauses dann nach draußen, und einer von ihnen mußte in die Kutsche steigen.

Freiwillig.

Die Kutsche jagte dann wieder zur Burg. Was mit dem Unglücklichen geschah, der mitgefahren war, das wußte niemand.

Zwei pechschwarze Pferde zogen die Kutsche, und auf dem Bock saß eine Gestalt, die in eine graue Kutte gehüllt war. Zwei Totenköpfe prangten auf den Türen der lackschwarzen Kutsche.

Das Zeichen des Sensenmanns…

Mike O'Shea atmete schwer, als er an die Kutsche dachte. Er würde heute auch freiwillig einsteigen und mit in das Schloß fahren, um das Geheimnis der Teufelskutsche endgültig zu lüften.

Mike war stehengeblieben. Hinter einem knorrigen Baum hatte er Deckung gefunden. Hier wollte er die Ankunft der Kutsche abwarten.

O'Shea fror. Es war nicht nur das kalte Wetter, das ihn schaudern ließ, sondern auch die Angst vor der Zukunft. Für einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke, einfach wegzulaufen, doch dann schüttelte O'Shea den Kopf.

Nein, er hatte etwas angefangen und würde es auch zu Ende bringen. Egal wie.

Plötzlich spannte sich die Haltung des Mannes.

Mike O'Shea hatte ein Geräusch vernommen.

Es war das Klappern von Hufen auf dem gefrorenen Boden und das harte Rollen der Räder.

Die Teufelskutsche kam!

Jetzt gab es für Mike O'Shea kein Zurück mehr.

Er verließ die Deckung des Baumes und stellte sich mitten auf den Weg. Die Schrotflinte hielt er mit beiden Händen umklammert, der Kolben lag in seiner Armbeuge.

Mike's Augen hatten sich zu schmalen Schlitzen verengt. Vor ihm wand sich der Weg in Serpentinen in die Höhe. Er führte geradewegs zur Burg. Wie ein Band zog er sich durch die felsige Landschaft, die von dem fahlen Mondlicht wie mit einem Schleier übergossen wurde.

Noch war die Kutsche nicht zu sehen. Noch wurde sie von den Felsen verdeckt.

Mikes Rücken spannte sich. In wenigen Sekunden war es soweit, würde es zu einer Entscheidung kommen.

Die Geräusche waren lauter geworden. Mike hatte das Gefühl, der Boden unter seinen Füßen würde vibrieren.

Und dann donnerte die Kutsche um die letzte Kehre.

Es war ein unheimliches Bild.

Die Räder schienen kaum den Boden zu berühren. Die vermummte Gestalt saß auf dem Bock und schwang eine Peitsche, deren Leder über die Köpfe der Pferde pfiff. Flammen stießen aus den Nüstern der Pferde, und das Gefühl der Angst wurde in Mike O'Shea übermächtig.

Ein teuflisches Gelächter drang an seine Ohren. Noch einmal knallte die Peitsche des Unheimlichen.

Riesengroß wuchsen die Rappen vor Mike O'Shea hoch. Der Ire riß in einer instinktiven Abwehrbewegung den linken Arm vors Gesicht.

Jetzt überrennen sie dich, schoß es ihm durch den Kopf.

Doch O'Shea täuschte sich.

Der Unheimliche auf dem Kutschbock zerrte an den Zügeln. Auf der Hinterhand stiegen die Tiere in die Höhe, ein trompetenhaftes Wiehern jagte durch die Nacht, und dann standen die Pferde still.

Eine Armlänge nur von Mike O'Shea entfernt.

Die schwere Waffe in der Hand des Mannes zitterte. Der Herzschlag hämmerte gegen Mikes Rippen.

Sekundenlang geschah nichts. Dann schwang sich der Unheimliche vom Bock der Kutsche. Der Wind spielte mit seiner grauen Kutte. Vergeblich versuchte Mike das Gesicht unter der Kapuze zu erkennen.

Es war nicht vorhanden.

Mike O'Shea hatte einen Gesichtslosen, einen Geist, einen Dämon vor sich.

Der Unheimliche hielt nach wie vor seine Peitsche in der Hand. Neben einem der Pferde blieb er stehen.

»Was willst du?« Die Stimme des Gesichtslosen hallte durch die Nacht.

Mike O'Shea packte das Gewehr fester. »Ich werde heute mit dir fahren«, sagte er.

Der Kuttenmann begann zu lachen. »Freiwillig?«

»Ja.«

»Warum hast du das Gewehr mitgebracht?«

Die Frage kam überraschend, und Mike O'Shea fiel so schnell keine Antwort ein.

»Willst du uns damit besiegen?«

Unwillkürlich nickte O'Shea.

»Du Narr! Du Tölpel!« Wieder begann der Gesichtslose zu lachen. »Weißt du denn nicht, daß Geister gegen solche Waffen immun sind? Wie kann man nur so dumm sein! Aber gut, du sollst deinen Willen haben. Ich werde dich mit ins Schloß nehmen. Du mußt dir jedoch darüber im klaren sein, ein Zurück gibt es nicht!«

Mike O'Shea nickte.

Er wollte noch etwas sagen, doch er brachte keinen Ton hervor. Es war alles ganz anders gekommen. Mike hatte vorgehabt, zu schießen. Aber jetzt war er dabei, den Befehlen des Gesichtslosen zu folgen. Er

würde mit auf das Schloß fahren und dort…

»Steig ein! Ich habe nicht viel Zeit!« Die Stimme des Unheimlichen unterbrach seine Gedanken.

Mike O'Shea trat auf die Kutsche zu. Der Unheimliche lachte und öffnete ihm sogar die Tür.

O'Shea ging dicht an dem Mann vorbei. Und wieder konnte O'Shea kein Gesicht erkennen. Unter der Kapuze befand sich nur ein dunkler verwaschener Fleck.

Mike blickte auf die Hände des Unheimlichen, die den Türgriff hielten. Sie waren normal wie bei jedem Menschen. Vielleicht etwas schmäler, klauenhafter…

Mike O'Shea bestieg das Innere der Kutsche.

Er sah zwei Sitzbänke. Sie waren mit schwarzem Leder bezogen. Von der gleichen Farbe waren auch die Vorhänge, die die Fenster verdeckten.

Mike O'Shea nahm Platz. Die Schrotflinte legte er über seine Knie. Die Waffe kam ihm plötzlich lächerlich vor, trotzdem hielt er sie fest umklammert.

Der Gesichtslose knallte die Tür zu.

Das Geräusch kam Mike O'Shea irgendwie endgültig vor, und er war sich bewußt, daß es jetzt kein Zurück mehr gab.

Die Pferde drehten auf dem Weg.

Und dann zogen sie an.

Mike O'Shea wurde in die Polster gepreßt. Er hörte das Knallen der Peitsche. Die Räder tanzten über den unebenen Boden, und O'Shea wurde durchgerüttelt bis in den letzten Knochen.

Der Ire zog die Vorhänge beiseite. Schemenhaft flog die Landschaft vorbei. Sich jetzt aus der Kutsche werfen zu wollen, wäre Selbstmord gewesen.

Trotzdem suchte Mike nach dem Türriegel.

Er fand keinen.

Mike O'Shea war gefangen. Überdeutlich spürte er die Angst. Er wünschte sich, daß alles nur ein Traum sein möge, doch dieser Wunsch blieb eine Illusion.

Was Mike O'Shea erlebte, war grausame, brutale Wirklichkeit. Ein seltsamer Geruch lag in der Kutsche. Mike war er schon beim Einsteigen aufgefallen, doch er dachte erst jetzt darüber nach.

Es roch nach Moder, nach Verwesung…

O'Shea stöhnte auf. Er dachte an die Warnungen seiner Frau. Warum nur hatte er sich auf dieses wahnsinnige Unternehmen eingelassen? Warum nur?

Die Pferde behielten die höllische Geschwindigkeit bei, und wenig später donnerten die Hufe über die Bohlen der Zugbrücke.

Die Kutsche war am Ziel!

Ein heiserer Ruf stoppte die Pferde. Sekunden später wurde die Tür aufgerissen.

»Steig aus!« befahl der Gesichtslose.

Mike O'Shea erhob sich von seiner Bank. Einladend wurde die Tür aufgehalten.

Mike sprang nach draußen.

Hohe Mauern türmten sich vor ihm auf. Mike O'Shea befand sich auf Schloß Rockford.

Der Unheimliche packte seinen Arm. »Komm mit«, sagte er. Seine Stimme klang scharf und drängend.

Mike O'Shea bekam kaum mit, daß er durch eine Tür in das Innere der Burg geschoben wurde. Dann ging es eine Treppe hinunter in den Keller. An den Wänden brannten Fackeln, deren Licht geisterhaft durch das unterirdische Gewölbe zuckte.

Vor einer Tür blieben sie stehen.

Der Gesichtslose schloß sie auf.

»Geh hinein«, sagte er, gab Mike einen Stoß, daß er über die Schwelle taumelte und knallte die Tür hinter ihm zu.

Sein Lachen gellte noch sekundenlang in Mikes Ohren.

Der Ire sah sich um. Auch dieses Verlies wurde durch Fackeln erhellt. Dicke wuchtige Mauern umschlossen ihn. Sie verjüngten sich nach oben zu einer Kuppel.

Irgendwo tropfte Wasser.

Unbewußt ging Mike O'Shea ein paar Schritte vor. Und plötzlich weiteten sich seine Augen.

Genau in der Mitte des Gewölbes stand ein steinerner Sarkophag!

Er war groß, mindestens zwei Meter lang. Der Deckel war schwer und mit seltsamen Zeichen bemalt. Moos und Algen hatten ihm Laufe der Zeit eine grüne Kruste über dem Sarkophag gebildet.

Mikes Hände krampften sich um die Schrotflinte. Er ahnte, daß er dicht vor der Lösung des Geheimnisses dieser unheimlichen Burg stand. Vielleicht noch ein kleiner Schritt, dann…

Mikes Gedanken stockten.

Der Deckel des Sarkophages hatte sich bewegt. Unendlich langsam schob er sich zur Seite. Das schabende Geräusch, das entstand, als Stein über Stein kratzte, erzeugte bei Mike O'Shea eine Gänsehaut.

Aus weit aufgerissenen Augen starrte er auf den Sarkophag. Und plötzlich öffnete sich sein Mund zu einem Schrei.

Langsam schob sich aus dem Innern des Sarkophags eine knöcherne Hand…

***

Namenlose Panik hielt Mike O'Shea umklammert. Sein Verstand weigerte sich zu glauben, was seine Augen sahen.

O'Shea begann plötzlich am gesamten Körper zu zittern. Seine Zähne klapperten. Ihm wurde heiß und kalt zugleich.

Doch das Grauen war längst noch nicht vorbei. Im Gegenteil, es hatte gerade erst begonnen.

Die Hand wand sich wie eine Schlange aus dem Spalt zwischen Deckel und Sarkophag. Gekrümmte Finger wischten durch die Luft. Ein gräßliches Stöhnen zerteilte die Stille. Es schien aus den Tiefen der Hölle zu stammen.

Mike O'Shea begriff, daß er sich zuviel vorgenommen hatte. Ihm wurde in diesen schrecklichen Sekunden bewußt, daß es für ihn keinen Ausweg mehr gab.

Oder doch…?

Der Ire starrte auf seine Schrotflinte, die er nach wie vor in den Händen hielt. Der gesichtslose Kutscher hatte sie ihm nicht abgenommen. Er hatte hier auf der Burg nicht ein Wort über die Waffe verloren. Sie war einfach nicht zu gebrauchen. Sie war kein Werkzeug, mit dem man Geister und Dämonen zu Leibe rücken konnte. Nein, da brauchte man spezielle Waffen, und die hatte Mike O'Shea nicht.

Er wußte auch gar nicht, wie er sie hätte bekommen können.

Plötzlich schwang der schwere Deckel hoch. Für einen Augenblick lang stand er auf der Kante, dann kippte er langsam nach hinten und fiel leicht wie eine Feder zu Boden.

Wieder ein Phänomen, das Mike O'Shea nicht begriff. Hier in diesem schrecklichen Verließ waren sämtliche Naturgesetze auf den Kopf gestellt worden.

Mike O'Shea atmete schwer. Magisch wurden seine Augen von der Gestalt angezogen, die in dem nun offenen Sarkophag zu sehen war.

Es war eine Ausgeburt der Hölle!

Ein giftgrünes, schrecklich anzusehendes Skelett, schraubte sich aus dem Sarkophag. Strähnige weiße Haare hingen bis auf die Knochenschultern. Die Augenhöhlen waren tiefe Schächte, in denen es gelblich leuchtete, der Mund eine klaffende Höhle und die Zahnreihen lückenhaft.

Wie eine Marionette bewegte sich das Skelett. Die Augen fixierten den schreckensstarren Mike O'Shea. Ein Blick wie ein Bannstrahl traf den Iren, der zitternd einige Schritte zurückwich, bis er mit dem Rücken gegen die kalte Mauer stieß.

Das Skelett begann zu lachen. »Du entkommst mir nicht, du Elender. Lange genug habe ich auf meine Stunde gewartet. Längst haben die Menschen den Namen Kelem vergessen, doch ich werde sie wieder daran erinnern. Sieben Opfer müssen es sein. Fünf habe ich schon bekommen, und du wirst das sechste sein.«

Das Skelett schwang das rechte knochige Bein über den Rand des Sarkophages, umrundete die steinerne Totenkiste und kam mit

ausgestreckten Armen auf Mike O'Shea zu.

»Bleib stehen!« keuchte der Ire. »Bei allen Heiligen, bleib stehen!«

Das Skelett zuckte zusammen, als Mike das Wort Heiligen erwähnte, doch der Ire achtete nicht auf diese Reaktion. Statt dessen hob er die Schrotflinte. Er wollte es doch noch einmal versuchen. Kampflos würde er sich nicht ergeben.

Das Skelett begann zu lachen. Gellend und teuflisch drang das Gelächter aus seinem Mund.

»Du willst es wirklich versuchen? Du willst…?«

Mike O'Shea schoß.

Donnernd entlud sich der rechte Lauf der Schrotflinte. Die Rehpostenladung fauchte aus der Mündung und prasselte gegen die Knochen des Skeletts.

Wie von einer Riesenfaust wurde das unheimliche Wesen herumgestoßen, ein paar Meter weitergeschleudert und krachend gegen eine Wand gefegt.

Mike O'Shea brüllte auf. »Dich habe ich, du… Ich…« Der Ire rannte vor, wollte mit seinem Gewehr die Knochen des Skeletts zerschmettern, doch im gleichen Augenblick erhob sich das Gerippe vom Boden.

Mit einem Schrei fuhr O'Shea zurück.

Die Rehpostenladung hatte dem Unheimlichen nicht geschadet. Im Gegenteil, sie hatte die Wut des Gerippes angestachelt.

Ein häßliches Fauchen drang aus dem Mund. Mike O'Shea dachte gar nicht daran, auch die zweite Ladung abzufeuern, die Angst war über ihn gekommen wie ein Unwetter.

Mike schrie auf, als er die stahlharten Klauen an seinem rechten Oberarm spürte. Wie eine Puppe wurde er herumgerissen. Er spürte die Kälte, die von dem Skelett ausging und wurde starr wie ein Eisblock.

Dann legten sich die Finger um seinen Hals…

***

Zwei Tage waren vergangen, und Mike O'Shea war nicht zurückgekehrt. Mary O'Shea hatte sich während dieser Zeit nicht aus dem Haus getraut. Sie lief nur mit verweinten Augen herum und wich den bohrenden Fragen ihrer beiden Kinder aus.

Mary wußte, daß ihr Mann nicht mehr am Leben war. Er hatte sich geopfert. Für sie, für ihre Kinder und für die anderen Menschen im Dorf. Manchmal war Mary versucht, hinauf zur Burg zu laufen, doch dann verwarf sie den Plan immer wieder. Wenn auch sie noch getötet werden würde, war niemand mehr da, der sich um die Kinder kümmern konnte.

Nein, sie mußte im Haus bleiben!

Am schlimmsten waren die beiden Nächte gewesen. Unendlich lang hatten sie sich hingezogen, und Mary O'Shea war von unheimlichen Alpträumen gegeißelt worden. Manchmal hatte sie auch geglaubt, jemand hätte an die Tür geklopft. Sie war dann immer aufgestanden und hatte nachgesehen, doch es war niemand da gewesen.

Selbstverständlich hatten die Nachbarn Mike O'Sheas Fehlen bemerkt. Schließlich arbeitete O'Shea in einer kleinen Kesselschmiede. Auf die Fragen des Besitzers hatte Mary erwidert, daß ihr Mann wegen einer Erbschaftsangelegenheit nach Glasgow gefahren sei und erst später wiederkäme.

Der dritte Vormittag nach dem Verschwinden ihres Mannes zog sich für Mary genau so lang hin wie die anderen. Die Kinder waren in der Schule und kamen erst am Mittag zurück.

Mary saß am Küchentisch, hatte den Kopf in beide Hände vergraben und weinte. Wieder dachte sie an ihren Mann, und plötzlich fielen ihr seine letzten Worte ein. Sie dachte an den Brief, den Mike geschrieben hatte und den sie nach seinem Verschwinden abschicken sollte.

Mein Gott, sie hatte das Schreiben völlig vergessen.

Mary sprang auf und lief in das kleine Schlafzimmer. Hastig schloß sie den Schrank auf, räumte ein paar Wäschestücke zur Seite und holte eine kleine Kassette hervor. Den passenden Schlüssel trug sie in der Schürzentasche.

Mary O'Shea schloß die Kassette auf und klappte den Deckel hoch.

Der Brief lag direkt obenauf. Auf einigen Geldscheinen, der eisernen Sparreserve.

Mary nahm den Brief an sieh, stellte die Kassette wieder weg und ging zurück in die kleine Küche.

Murmelnd las sie die Anschrift auf dem Brief. Oberinspektor John Sinclair, Victoria Street, London, Scotland Yard.

Mary O'Shea starrte für einige Augenblicke auf den Brief. Fragen schossen ihr durch den Kopf. Wie kam Mike an diese Adresse? Er hatte mit ihr nie über den Empfänger, geschweige denn über den Inhalt des Briefes gesprochen.

Im ersten Moment war sie versucht, das Kuvert aufzureißen, doch dann schüttelte sie den Kopf. Nein, so etwas hatte sie noch nie getan und würde sie auch nicht tun. Sie wollte den Brief aber abschicken und somit Mikes letzten Wunsch erfüllen.

Marys Blick glitt zu der alten Standuhr. Bis die Kinder aus der Schule kamen, waren es noch zwei Stunden. Sie hatte Zeit genug.

Mary O'Shea warf sich ihren Mantel über und verließ das Haus. Die kleine Poststelle lag am Ende des Dorfes.

Mary O'Shea ging schnell. Sie wollte auch nicht aufgehalten werden und mit niemandem sprechen. Sie hatte eine Hand in die Manteltasche gesteckt, und die Finger umklammerten den grauweißen

Briefumschlag.

Dann wurde sie doch noch angesprochen. Ausgerechnet von der alten Irle McCally.

Die Alte stand neben einem Handwagen und kicherte. »Nanu, Mary«, sagte sie mit ihrer hohen Fistelstimme. »Man hört ja so einiges im Dorf.«

Mary O'Shea war stehengeblieben. »Was hört man denn so?« fragte sie scharf.

Wieder kicherte die Alte. Sie war schon fast achtzig Jahre alt und in der ganzen Umgebung nur als das Kräuterweib bekannt. Tag für Tag zog sie durch die Wälder, sammelte Kräuter, um sie dann zu verkaufen. Manchmal wurde sie auch hinzugezogen, um Krankheiten zu heilen, denn man sagte ihr nach, daß sich selbst der Satan vor ihr fürchten würde. Das waren natürlich alles Gerüchte, doch Irle McCally tat nichts, um sie zu dementieren.

Die Alte hob die Schultern. Die wieselflinken Augen in dem faltigen Gesicht huschten über Mary O'Sheas Gestalt. »Dein Mann ist nicht da, was? Ja, ja.« Die Alte nickte und drohte mit dem mageren Finger. »Gib nur acht, daß er in Glasgow nicht in schlechte Gesellschaft gerät.«

Mary O'Sheas Gesicht nahm einen abweisenden Ausdruck an. »Da brauche ich keine Angst zu haben.«

»Wie wohl, wie wohl. Aber vielleicht ist er gar nicht in Glasgow. Vielleicht hat ihn der Unheimliche mit der Teufelskutsche geholt?«

»Was sagst du da? Du…«

»Nichts, nichts. Ich meine ja nur. Aber denke daran, meine Tochter, die alte McCally weiß viel. Sehr viel.« Sie kicherte noch einmal hämisch, packte ihren Handkarren und ging weg.

Im ersten Impuls wollte Mary O'Shea ihr nachlaufen, ließ es dann jedoch bleiben, sie hätte unter Umständen nur noch mehr Aufsehen erregt, und das wollte sie auf keinen Fall.

Zwei Minuten später betrat sie das kleine Postgebäude. Hinter dem Schalter döste ein müder Beamter. Mary kannte den Mann gut, doch ehe er sie in ein Gespräch verwickeln konnte, kam sie sofort zur Sache.

»Bitte, Curd, dieser Brief muß noch heute nach London weitergeleitet werden.«

Wieder begann der Mann zu fragen, doch Mary gab nur ausweichende Antworten oder überhaupt keine. Schließlich klebte der Beamte die Marken auf den Umschlag, kassierte und warf den Brief in einen Postsack.

Mary O'Shea atmete auf, als sie wieder draußen auf der Straße stand. Sie hatte getan, was ihr Mann verlangt hatte. Auf die weiteren Ereignisse hatte sie keinen Einfluß mehr. Sie war nur auf diesen Oberinspektor Sinclair gespannt…

***

Die Zigarette gehörte ebenso zu Leo Lunt wie der Schnaps zum Trinker. Immer hing ein Glimmstengel zwischen Leos schmalen Lippen, und manche Leute behaupteten, Lunt würde auch die Zigarette beim Schlafengehen nicht aus dem Mund nehmen.

Momentan war der Sargnagel erloschen und Lunt aufgeregt wie eine Fünfzehnjährige vor der ersten Verabredung. Lunts Nervosität war daran zu erkennen, daß er seinen Glimmstengel mehrmals in der Minute von einem Mundwinkel in den anderen wandern ließ und dabei ab und zu einen Fluch in seinen nicht vorhandenen Bart murmelte. Seine Finger trommelten einen arhythmischen Takt auf dem Lenkrad, und seine Füße scharrten unruhig auf der am Boden liegenden Gummimatte.

Im Fond des dunkelgrünen Volvo saß Cora Benson.

»Du sollst nicht so nervös sein«, sagte sie, blickte in ihren Taschenspiegel und schminkte sich gelassen die herzförmigen Lippen nach.

»Du hast gut reden!« Lunt wandte den Kopf. »Ich muß ja schießen und nicht du.«

Cora Benson verstaute gelassen die Schminkutensilien in ihrer Handtasche. »Wer von uns beiden ist denn der Killer-Profi? Ich habe das Schießen schließlich nicht gelernt.«

»Deine Ausreden kenne ich.«

»Das kannst du halten wie der Weihnachtsmann. Mit dem Sack auf dem Rücken.«

Cora Benson war eiskalt. Äußerlich zwar sehr attraktiv, doch in ihrem Innern gefühllos wie ein Roboter. Cora hatte lackschwarzes Haar. Es war zu einer Pagenfrisur geschnitten, die das schmale Gesicht noch mehr betonte. Cora hatte ein Faible für Hüte. Heute trug sie einen himbeerroten modernen Hut, der die Form einer großen Praline hatte. Coras Gesichts-Make-up war perfekt. Ein unauffälliger grüner Lidschatten, rasierte Augenbrauen und eine teure Hautcreme, die die ersten Falten verdeckte. Das sandfarbene Kostüm stand ihr ausgezeichnet und betonte die Figur. Nie hätte man in Cora Benson eine Verbrecherin vermutet.

Leo Lunt zündete die erloschene Zigarette wieder an. Er war das glatte Gegenteil zu der Frau. Ein Bürstenhaarschnitt krönte seinen Schädel. Darunter befand sich eine hohe, viereckige Stirn. Die dichten Brauen wuchsen über den farblosen Augen fast zusammen, und die beiden Wangenknochen sprangen vor wie Haken. Leos Lippen waren dick und aufgeworfen. Insgesamt gesehen war er vom Typ her ein Mann, dem eine Frau nicht allein im Dunkeln begegnen wollte.

Das Schicksal hatte ihn und Cora Benson zusammengeführt. Cora war die Frau eines Mithäftlings in Dartmoor gewesen, und wie das Leben

so spielte, hatte Leo die Frau nach seiner Entlassung besucht. Coras Mann dagegen saß immer noch. Fünfzehn Jahre würde er noch gesiebte Luft atmen.

Cora und Leo hatten festgestellt, daß sie gemeinsame Interessen besaßen. Beide wollten reich werden. Egal wie.

Die Frau hatte dann den raffinierten Plan gehabt, von dem sie glaubten, daß er ihnen hunderttausend Pfund Sterling bringen würde.

»Jetzt müßten sie eigentlich kommen«, sagte Leo Lunt und schaute wieder auf seine Uhr.

»Vielleicht dauert die Schule länger.«

»Ausgerechnet heute?«

»Möglich ist alles. Wir sollten trotzdem die Nerven beihalten.«

»Ja, ja, ich weiß schon, du hast immer recht.« Wütend drückte Lunt die Zigarette im Aschenbecher aus und klemmte sich sofort eine neue zwischen die Lippen.

»Mal gespannt, wann deine Lunge kaputt ist«, sagte Cora.

»Dann rauch' ich eben auf der Leber weiter.«

Die Frau lachte. Sie wußte, daß sich Leo darüber ärgerte, daß sie die intelligentere von beiden war. Aber das konnte er nun mal nicht mehr ändern. Wenn die Sache gelaufen war, dann würde sie Leo abservieren wie ein benutztes Hemd.

Wieder vergingen mehrere Minuten. Der dunkelgrüne Volvo stand auf einem breiten Privatparkplatz, auf dem Gelände der Schule. Bäume lockerten das Bild auf. Außer dem Volvo parkten noch ein Bentley und ein Rolls Royce zwischen den wuchtigen Stämmen.

Eine strahlende Wintersonne stand über Glasgow. Sie war schon recht warm und taute auch schon die letzten liegengebliebenen Schneereste weg.

»Sie kommen«, sagte Cora plötzlich in das lastende Schweigen hinein.

Leo Lunt zuckte herum. »Wo?«

»Jetzt behalte um Himmels willen die Nerven!« fauchte die Schwarzhaarige.

»Keine Angst, Süße, ich war noch nie so gut in Form wie heute.« Leo Lunt kicherte. Seine Hand tastete zum Beifahrersitz und umklammerte die Pistole. Beinahe liebevoll strich Lunt über den klobigen Schalldämpfer, den er auf den Lauf geschraubt hatte. Dann kurbelte er gelassen die Seitenscheibe herunter.

Ein Blick in den Innenspiegel zeigte ihm, daß Cora sich nicht getäuscht hatte. Das Opfer kam tatsächlich.

Ein neunjähriges blondes Mädchen sprang an der Hand eines bulligen Mannes ausgelassen hin und her. In der anderen Hand trug der Mann eine rote Schultasche, während sein Blick mißtrauisch hin- und herschweifte.

Der Mann war ein Leibwächter, ein Bulle. Engagiert hatte ihn Sir

Horace Paine, um seine Tochter Alice bewachen zu lassen.
Paine war mehrfacher Millionär. Er galt als einer der Bergwerkskönige von Schottland. Er hing mit abgöttischer Liebe an seiner Tochter, das einzige Kind, das er und seine verstorbene Frau zusammen gehabt hatten.
Paine würde jede Summe ausspucken. So hatte sich Cora Benson das vorgestellt.
Die beiden hatten jetzt den parkenden Volvo erreicht. Leo hörte das helle Kinderlachen des Mädchens. Die Pistole hatte er unter seinem Jackett versteckt.
Mißtrauisch blickte der Leibwächter in den Wagen.
Cora Benson nickte ihm lächelnd zu, und der Mann war beruhigt. Für ihn mußte es so aussehen, als warte der Fahrer mit seiner Chefin.
Auch Alice warf einen Blick in den Wagen. Sie winkte Cora zu, und die Schwarzhaarige winkte zurück.
Der Leibwächter ließ seinen Schützling los und suchte mit der freigewordenen Hand nach dem Autoschlüssel. Alice hatte einen auf dem Boden liegenden Kieselstein entdeckt und kickte ihn weg.
Das Gangsterpärchen in dem Volvo verständigte sich mit einem Blick.
Langsam holte Leo Lunt die Pistole unter seinem Jackett hervor.
Cora Benson klinkte die Tür auf.
Aufreizend schwang sie ihre schlanken Beine aus dem Wagen.
Der Leibwächter hielt inzwischen den Autoschlüssel in der Hand und war im Begriff, ihn in das Türschloß des Bentley zu stecken.
»Mister?«
Der Leibwächter kam aus seiner gebückten Stellung hoch und hob den Kopf.
»Bitte, Madam?«
»Ich hätte gern eine kleine Auskunft von Ihnen. Sie bezieht sich auf die Schule.«
Der Leibwächter war abgelenkt. Cora stützte sich an der offenen Tür ab und schwang sich so geschickt aus dem Wagen, daß ihr Rock in die Höhe rutschte. Der Leibwächter wäre kein Mann gewesen, wenn er darauf nicht geachtet hätte.
Und das genau war sein tödlicher Fehler.
Leo Lunt war ein Stück auf den Beifahrersitz gerutscht. Der Lauf der Waffe lag auf der Unterkante der Seitenscheibe.
Lunt zielte genau.
Alice Paine bemerkte etwas. »Guck mal, Jim, der Mann da…«
Der Leibwächter ruckte herum, wandte Lunt die Vorderseite seines Körpers zu.
Leo drückte ab.
»Plopp« machte es. Und dann noch einmal.
Die Geschosse stießen den Leibwächter zurück. Beide waren ihm ins

Herz gedrungen.
Der Mann kippte gegen den Wagen und rutschte unendlich langsam an der glänzenden Karosserie herunter. In seinen Augen stand ein ungläubiges Staunen.
Lunt lachte leise. Dann sprang er aus dem Wagen.
Cora Benson war inzwischen auch nicht untätig geblieben. Mit zwei schnellen Schritten hatte sie die schreckensstarre Alice Paine erreicht und preßte ihr die Hand auf den Mund.
»Los, pack dir den Toten!« schrie sie Leo zu.
Lunt gehorchte. Er hetzte zur Rückseite des Volvo, hob den Deckel des Kofferraumes, lief wieder zurück und packte den Toten unter den Achseln.
»Verdammt, ist der schwer«, fluchte er.
Lunt schleifte ihn über den Parkplatz. Keuchend verstaute er die Leiche in dem großen Kofferraum. Das Gangsterpärchen hatte vor, sich unterwegs des Toten zu entledigen.
Mit einem dumpfen Laut fiel die Haube des Kofferraums wieder zu.
Leo sah, wie sich Cora im Fond des Wagens mit dem neunjährigen Mädchen abmühte.
Alice Paine wehrte sich. Sie versuchte zu treten, kratzte und biß.
»Verdammte Göre!« zischte die Schwarzhaarige und wollte dem Kind eine Ohrfeige geben.
Doch da war Lunt schon heran. Er hatte die andere Tür aufgerissen und sich das Mädchen gepackt. Seine Pranke legte sich auf den Mund.
»Das Chloroform«, sagte er.
Wattebausch und das Betäubungsmittel lagen auf dem Rücksitz. Cora Benson träufelte einiges von der Flüssigkeit auf die Watte, gab sie Leo Lunt und dieser preßte sie gegen das Gesicht des Mädchens.
Alice atmete das Betäubungsmittel ein. Es wirkte schon nach einigen Sekunden.
Der Körper des Kindes wurde schlaff.
Leo grinste. »Das wär's.« Er knallte die Tür wieder zu und setzte sich hinter das Steuer.
»Jetzt aber nichts wie weg«, sagte Cora atemlos. Sie blickte sich immer wieder um, doch niemand hatte den Vorfall bemerkt. Der Parkplatz und die Schule waren zu abgelegen.
Der Motor sprang erst beim zweiten Startversuch an. Leo Lunt fuhr mit durchdrehenden Reifen aus der Parklücke zwischen den beiden Bäumen und jagte davon.
Das Kidnapping war geglückt, und die hunderttausend Pfund Sterling in greifbare Nähe gerückt.
Allerdings hatte das Schicksal etwas ganz anderes mit den drei Personen vor…

***

Es hatte alles fabelhaft geklappt. Ohne irgendwelche Schwierigkeiten war das Gangsterpärchen mit seinem neunjährigen Opfer und einem Toten im Kofferraum aus Glasgow verschwunden. Schon eine halbe Stunde nach der Tat rollte der dunkelgrüne Volvo über die gut ausgebaute Straße nach Aberdeen. Diese Stadt hatte Cora als vorläufiges Hauptquartier ausersehen, denn sie stammte aus Aberdeen und kannte sich dort aus wie kaum eine zweite.

Alice Paine war noch immer bewußtlos. Das Mädchen lag auf dem Rücksitz, und Cora Benson hatte eine Decke über sie gebreitet. Gefühllos blickte die Frau in das Gesicht des Kindes.

Alice war ein hübsches Mädchen. Sie hatte blondes lockiges Haar und blaue Kulleraugen. Zwei Grübchen zierten ihre Mundwinkel und gaben Alice den Anschein, als würde sie immer lächeln.

Die gefütterte Jacke hatte Cora dem Kind ausgezogen. Alice trug jetzt nur noch ihren roten Rollkragenpullover und die dunkle Hose. Das Mädchen hielt die Augen geschlossen. Die langen Wimpern berührten beinahe die etwas zu bleiche Gesichtshaut. Alices Atem ging schwach, aber regelmäßig. Sie würde wohl noch zwei Stunden bewußtlos bleiben.

Leo Lunt saß am Steuer und freute sich diebisch. Der eiskalte Mord bereitete ihm keinerlei Gewissensbisse. »Wir waren wirklich großartig«, sagte er und stieß den Zigarettenrauch durch die Nase aus.

»Und dabei hättest du dir vor Angst fast in die Hosen gemacht«, erwiderte Cora.

»Red doch kein Blech. Meine Hand hat nicht ein bißchen gezittert, als ich den Kerl zur Hölle geschickt habe.«

»Da wir gerade beim Thema sind, Leo. Wo sollen wir den Knaben denn abladen?«

»Laß uns noch ein paar Meilen fahren, dann stoßen wir ihn in irgendeinen See.«

Das Gangsterpärchen hatte bewußt nicht die Schnellstraße nach Aberdeen genommen. Sie hätten dann kaum eine Möglichkeit gehabt, den Toten loszuwerden. So aber konnten sie immer von der gut ausgebauten Überlandstraße abbiegen und in wenigen Minuten die oft versteckt liegenden Seen erreichen.

Der Volvo fraß Meile um Meile. Er bewegte sich durch eine wild romantische Gegend, mit hohen felsigen Bergen, tiefen verschwiegenen Tälern und prächtigen Grasmatten, auf denen noch die letzten Schneereste lagen. Sogar ein Schäfer war schon unterwegs. Er führte seine Herde parallel zur Straße. Zwei gefleckte Hunde umsprangen die Schafe und kläfften sie an.

Cora Benson hatte die Autokarte auf den Knien liegen und hielt die Strecke, die sie fuhren, genau nach. »Der nächste Ort ist Rockford«, sagte die Schwarzhaarige.

»Müssen wir da hindurch?«

»Nein, wir lassen ihn rechts liegen. Ich habe dir den Ort nur genannt, weil er ungefähr auf halber Strecke zwischen Glasgow und Aberdeen liegt.«

»Dann hätten wir die Hälfte also hinter uns«, sagte Leo.

»Ich bewundere deinen Scharfsinn.« Manchmal war Leo auch zu blöde, dachte Cora. Aber immerhin konnte er gut schießen, und das wog so manches auf.

Cora blickte nach draußen. Sie hatten die Schafherde überholt, und die Straße wand sich wie eine riesige graue Schlange durch ein schmales Tal.

Rechts und links der Fahrbahn türmten sich Felsen hoch. Sie waren mit Gras und Moos bewachsen. Ein museumsreifer Traktor kam dem Volvo entgegen. Der Fahrer warf dem ausländischen Wagen einen mißtrauischen Blick zu.

Das Tal weitete sich. Die Felsen traten etwas zurück und machten welligem Hügelland Platz.

Die Dächer eines Dorfes waren zu sehen. Das mußte Rockford sein.

Und dann – wie aus heiterem Himmel – begann der Motor des Volvos zu stottern.

»Mist«, sagte Leo Lunt, knüppelte den vierten Gang rein und trat aufs Gaspedal.

Der Wagen wurde um keinen Deut schneller. Im Gegenteil, die Geschwindigkeit nahm immer mehr ab.

»Was ist denn?« Cora Renson war aufmerksam geworden. Ihre Stimme klang ärgerlich.

»Weiß ich doch nicht, verdammt!«

Der Volvo fuhr inzwischen kaum noch zwanzig Meilen.

»Sag bloß, wir haben keinen Sprit mehr.«

»Der Tank ist noch mehr als halbvoll. Daran liegt es nicht«, erwiderte Leo.

»Wir kommen also nicht bis nach Aberdeen«, stellte Cora trocken fest.

»Wahrscheinlich nicht.«

»Das hat uns gerade noch gefehlt.« Cora lachte wütend. »Herje, bin ich denn nur von Idioten umgeben?«

Leo gab keine Antwort. Er hatte den Wegweiser am Straßenrand gesehen. ›Rockford – one mile‹, stand darauf.

»Wir fahren in das nächste Dorf und lassen den Wagen nachsehen«, sagte Leo. »Bestimmt wird es dort irgendeine Werkstatt geben.«

»Aber nicht für einen Volvo.«

»Auto ist Auto. Sollen die Knaben sich doch was einfallen lassen. Wir geben ihnen ein paar Scheine mehr, und fertig ist die Sache.«

»Meinetwegen.«

Leo hatte schon den Blinker betätigt und bog nach rechts in einen schmalen Weg ein.

»Was machen wir denn mit dem Toten?« fragte Cora.

»Vielleicht können wir ihn hier irgendwo loswerden.«

»Das glaubst du doch selbst nicht. Sieh mal richtig hin, da vorn kommen zwei Radfahrer. Hier ist mehr Betrieb als in Glasgow«, übertrieb die Schwarzhaarige. »So ein Mist, uns bleibt auch gar nichts erspart.«

Der Motor hatte jetzt fast seinen Geist aufgegeben. Zum Glück war der Weg leicht abschüssig, so daß der Volvo von allein rollte.

Die beiden Radfahrer blickten verwundert auf das dunkelgrüne Fahrzeug, daß ihnen entgegen kam.

»Die Bauern tun so, als hätten sie noch nie ein Auto gesehen«, meinte Leo.

Cora gab keine Antwort. Sie sah an Leos Schulter vorbei durch die breite Frontscheibe.

Das Dorf tauchte auf. Ein paar Bauernhäuser, dazwischen Wiesen, einige Hühner und Schafe. Ein alter Mann schleppte zwei Milchkannen. Auch er sah den Wagen verwundert an.

Im Schrittempo rollte der Volvo über die Dorfstraße. Ein paar Hühner stoben gackernd davon.

»Siehst du eine Werkstatt?« fragte Leo Lunt kleinlaut.

»Nein. Und wenn, dann hätte ich es dir schon gesagt. Nicht einmal ‘ne Tankstelle habe ich zu Gesicht bekommen. Wo mögen wir nur gelandet sein?«

»Da vorn ist ein Gasthof. Da halten wir und fragen mal nach«, sagte Leo.

»Gut.«

Das Gasthaus war ein windschiefer Bau und trug den bezeichnenden Namen ROCK INN. Über der Eingangstür schaukelte eine Laterne, die aber nicht brannte. Unter einem Fenster standen zwei Klappstühle, von denen die Farbe bereits abgeblättert war.

Leo Lunt trat vor dem Gasthaus auf die Bremse. Mit einem letzten Blubbern gab der Motor seinen Geist ganz auf.

Probehalber drehte Leo den Zündschlüssel.

Der Wagen sprang nicht an.

»Also gut«, sagte Cora Benson, »ich gehe mal rein. Wenn jemand fragt, wir geben uns als Ehepaar aus. Und die Göre ist unser Kind. Paß gut auf sie auf. Wenn sie aufwacht und Ärger machen will, gib ihr noch eine Ladung.«

»Du kannst dich auf mich verlassen.« Cora Benson schwang sich aus dem Wagen. Sie fröstelte, als sie in der kalten Luft stand und sich umsah. Einige Dorfbewohner waren stehengeblieben und betrachteten die elegant gekleidete Frau mit mißtrauischen Blicken.

Cora hob die Schultern und ging die paar Schritte zur Tür des Gasthauses.

Sie drückte auf die Klinke. Die Tür war abgeschlossen.

Cora fluchte nicht gerade ladylike und trat an eines der kleinen Fenster, um ins Innere des Wirtshauses sehen zu können. Sie konnte nichts erkennen, die Scheiben spiegelten zu sehr.

Leo hatte die Tür geöffnet. »Nichts zu machen, wie?«

»Scheint so.«

Ein Mann trat aus einem Haus an der gegenüberliegenden Straßenseite. Er hatte einen wiegenden Gang, trug eine Jacke, ein buntes Hemd und eine blaue Hose. Zwischen seinen Zähnen steckte eine kurze Stummelpfeife.

Der Mann kam auf Cora zu. Er war etwa fünfzig Jahre alt, hatte eine Knollennase und müde Augen.

»Suchen Sie etwas, Miß?«

»Oh!« Cora tat, als wäre sie überrascht. Dann setzte sie ihr bestes Lächeln auf, und das Gesicht des Mannes hellte sich augenblicklich auf.

»Es ist mir furchtbar peinlich, Mister. Aber – unser Wagen, er tut's nicht mehr. Plötzlich, kurz vor diesem Ort, gab der Motor seinen Geist auf. Und jetzt sitzen unser Kind, mein Mann und ich in der Klemme. Wir müssen unbedingt nach Aberdeen zu meinen Eltern. Wichtig ist jedoch, daß wir eine Werkstatt findet, in der unser Wagen repariert wird. Gibt es hier so etwas?«

»Tja.« Der Mann kratzte sich am Kopf und legte seine Stirn in nachdenkliche Falten. »Wir sind nur ein kleiner Ort und Autos reparieren…?« Er zog die Nase hoch. »Was ist das überhaupt für ein Fabrikat, das Sie fahren?«

Bist du ein Trottel, dachte Cora, sprach ihren Gedanken jedoch nicht aus, sondern erwiderte: »Es ist ein schwedischer Wagen, ein Volvo.«

»Aha.« Der Mann nickte. Dann sagte er: »Ich bin übrigens der Wirt von diesem Lokal. Wollen Sie vielleicht etwas trinken?«

»Später bestimmt. Aber erst müssen wir sehen, daß der Wagen wieder flott gemacht wird.«

»Ach so, ja, hatte ich völlig vergessen, 'ne Werkstatt suchen Sie. Die haben wir hier nicht. Aber Sam Bassum, der kennt was von Autos. Der repariert auch unsere Landmaschinen. Den müßten Sie mal fragen.«

»Und wie kommen wir dahin?« Cora kochte innerlich vor Wut. Dieser Mann fiel ihr auf die Nerven.

»Also da müssen Sie… Unsinn, ich schicke am besten meinen Neffen. Der kann Sam mal holen.«

»Wenn Sie das tun wollen.«

»Natürlich, Madam. Sie können ja solange bei mir in der Gaststube warten. Ich habe einen Selbstgebrannten Schnaps. Ich sage Ihnen, der

ist…«
»Schon gut, Mister«, sagte Cora und ging zum Volvo zurück.
Leo hatte seinen Kopf durch das Fenster gesteckt und ein Großteil der Unterhaltung mitbekommen. »Mist, was?«
»Das kann man wohl sagen.« Cora wiederholte mit ein paar Sätzen, was der Wirt gesagt hatte. Dann meinte sie: »Steig aus. Und denk daran, wir sind ein Ehepaar mit Kind.«
»Werd's schon nicht vergessen.«
Während Leo sich aus dem Volvo faltete, dachte Cora: hoffentlich gibt es in diesem Nest Telefon, damit ich wenigstens den alten Paine anrufen kann.

***

Leo Lunt hatte sich eine Flasche Whisky bestellt und auf ein Glas verzichtet. Er trank direkt aus der Flasche. Cora hatte eine Tasse Kaffee getrunken, eine bessere Spülbrühe, wie sie sagte.
Leo Lunt wischte sich über den Mund und rülpste.
»Du sollst nicht soviel saufen!« zischte Cora Benson erbost.
»Ach, laß mich doch in Ruhe.« Lunt schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wir sitzen hier in dem beschissenen Kaff fest, und die hunderttausend Pfund sind…« Er sprach nicht weiter, sondern nahm wieder einen Schluck.
Cora trat Leo unter dem Tisch auf den Fuß. »Wenn du so denkst, dann kannst du gleich abhauen. Und jetzt reiß dich endlich zusammen, der trottelige Wirt beobachtet uns schon.«
»Soll er doch«, knurrte Leo, fummelte mit seinen nikotingelben Fingern in der zerknautschten Zigarettenschachtel herum und zog ein Stäbchen hervor. Er bog es gerade, steckte es sich zwischen die Lippen und zündete es an.
Das Gangsterpärchen saß schon eine halbe Stunde in dem Gasthaus. Es war ein dunkles Loch. Das Mobiliar schien aus einem Museum zu stammen. Die meisten Tische wackelten. Mit den Stühlen war es nicht viel besser. Eine Duftmischung aus verschüttetem Bier, kaltem Rauch und Schweiß lag über dem Raum. Die Kälte zog in alle Knochen.
Cora Benson und Leo Lunt hatten am Fenster Platz genommen, weil es dort einigermaßen hell war. Alice Paine hatten sie auf eine Bank gelegt. Das Kind schlief noch immer. Der Wirt hatte schon neugierige Fragen gestellt, und Cora hatte ihn mit dem Hinweis abgewimmelt, daß das Kind eine Erkältung habe.
Dann ging die Tür auf, und ein Mann betrat das Lokal. In seinem Schlepptau hatte er einen mageren Typ, der laufend hustete und krumm ging.
Der Mann sah sich kurz um und kam dann auf den Tisch der beiden Fremden zu. Sein Begleiter folgte ihm wie ein Hund.

»Noch so ein Waldschrat«, sagte Leo und grinste.
»Halt's Maul!« zischte Cora, setzte aber noch in der gleichen Sekunde ein gewinnendes Lächeln auf.
Der Mann war vor dem Tisch stehengeblieben. Er trug eine graue Schiebermütze auf den Kopf. Seinen tonnenförmigen Körper hatte er in einen fleckigen Arbeitsanzug gezwängt. Der Dicke hatte ein rotes Gesicht und einen breiten Mund.
Er nahm nicht einmal die Mütze ab, als er sich unaufgefordert an den Tisch setzte.
Cora sah den Mann an. »Sind Sie Sam Bassum?«
»Ja, natürlich.« Bassum hatte eine kratzige Stimme. Er wedelte mit der Hand und sagte zu seinem Gehilfen. »Hol mir mal 'nen anständigen Schluck, Willy.«
Willy trabte in Richtung Theke.
Bassum wartete erst bis er einen Whisky bekommen hatte und meinte dann: »Der Wagen da draußen gehört ja wohl Ihnen.«
»Stimmt«, erwiderte Cora. »Und wir möchten gern, daß Sie ihn wieder fahrtüchtig machen.«
Bassum wiegte den Kopf. »Das ist natürlich so eine Sache. Sie fahren schließlich einen Volvo, ein ausländisches Modell.«
Cora Benson sprang auf. Sie sah schon einen Teil ihrer Felle wegschwimmen. »Soll das heißen, daß Sie ihn nicht reparieren können?«
»Das habe ich nicht gesagt. Aber…«
»Was aber?«
»Es wird wohl etwas dauern.«
Cora setzte sich wieder. Ruhig fragte sie: »Wie lange denn?«
»Das hängt davon ab, was dran ist. Wenn wir erst Ersatzteile beschaffen müssen, können Sie mit zwei Tagen rechnen. Wir müssen einen Mann nach Aberdeen oder Glasgow schicken…«
»Ja, ja, hören Sie schon auf.« Cora unterbrach Sam Bassum mitten im Satz.
Der Wirt, der das Gespräch verfolgt hatte, kam an den Tisch. »Ich habe Gästezimmer. Sie können bei mir wohnen, das macht gar nichts.«
Cora Benson blickte Leo Lunt an. »Was meinst du denn?«
Leo grinste schief. »Es wird wohl nicht anders gehen.«
»Ihr Mann hat recht«, meinte Bassum. »Seien Sie froh, daß Sie bei Kinney Unterschlupf finden können. Nicht jedes Dorf hat ein Gasthaus mit Fremdenzimmern.«
»Okay, denn«, sagte Cora, erhob sich und strich ihren Kostümrock glatt. Zu Leo gewandt meinte sie: »Ich gehe mit der Kleinen nach oben. Du kannst ja Mister Bassum zur Werkstatt begleiten.«
»Ich zeige Ihnen jetzt die Zimmer, Mrs…« Der Wirt zögerte.
»Lunt«, sagte Cora schnell. »Aber wir brauchen nur ein Zimmer. Das

Kind schläft bei uns.«

»Meinetwegen.«

Leo Lunt ging inzwischen mit Sam Bassum und Willy nach draußen. Es war Nachmittag, und einige Sonnenstrahlen spiegelten sich auf dem Lack des Volvos.

Lunt versuchte den Wagen zu starten. Ohne Erfolg. Sie mußten schieben.

Sam Bassum winkte noch ein paar von den Zuschauern herbei. Während Lunt steuerte, schoben sie den Wagen durch das Dorf.

Es war eine ziemliche Quälerei, und die Leute mußten manch hämischen Zuruf einstecken.

Bassums Werkstatt bestand aus einer langgestreckten Holzbracke, die inmitten eines Schrottplatzes stand. Verrostete Landmaschinen, auseinandergenommene alte Autos und eine Menge Reifen gaben sich hier ein Stelldichein.

Der Wagen wurde bis dicht vor die Baracke geschoben, deren Torflügel offen standen.

Lunt stieg aus und gab den Helfern ein paar Geldstücke. Dann wandte er sich an Bassum. »Am besten, Sie sehen jetzt gleich nach. Ich bleibe solange hier. Sollte es wirklich nur eine Kleinigkeit sein, können Sie es ja sofort erledigen.«

»Wie Sie wünschen, Mister.« Bassum öffnete die Motorhaube und beugte seinen Oberkörper in das Innere.

Leo Lunt kaute nervös auf seiner Zigarette herum. Er dachte an den Toten im Kofferraum. Hoffentlich kam niemand auf die Idee, dort nachzusehen. Und wenn, darin würde er einfach sagen, er hätte den Schlüssel verloren.

Leo tippte Bassum auf die Schulter. »Sagen Sie mal, gibt es hier eigentlich auch eine Bahnstation?«

Der Automechaniker hob den Kopf. »Da haben Sie Pech, Mister.«

»Und eine Busstation?«

»Auch die nicht. Das heißt, einmal am Tag hält hier wohl ein Bus. Der Postbus. Das ist aber auch schon alles. Wollen Sie etwa mit dem weiterfahren?«

»Es wäre immerhin eine Möglichkeit.«

»Sie müßten aber trotzdem zurück, um den Wagen zu holen. Sie sind viel zu ungeduldig. Wenn ich den Fehler gefunden habe, geht es schnell. Ersatzteile lassen sich auch beschaffen. Aber mal etwas anderes.« Bassum begann plötzlich zu grinsen. »Weshalb tragen Sie eigentlich eine Kanone?«

»Ich – wieso?«

»Unter Ihrer linken Achsel. Denken Sie, ich bin blind? Mich geht's ja nichts an, aber komisch ist es schon.«

Lunt suchte fieberhaft nach einer Ausrede. »Ich bin Privatdetektiv«,

sagte er schließlich.

»Meinetwegen. Und jetzt lassen Sie mich wieder arbeiten.«

Sam Bassum versteckte seinen Kopf abermals, unter die Haube. Dann rief er Willy etwas zu, und der Gehilfe holte Werkzeug aus der Baracke.

Leo Lunt wanderte inzwischen auf und ab. Ab und zu fluchte er leise oder kickte mit der Fußspitze gegen einen Autoreifen. Er mußte unbedingt heute noch den alten Paine anrufen. Am besten war, man hielt den Kerl erst mal hin.

Eine Viertelstunde verging. Sam Bassum wühlte immer noch unter der Motorhaube herum.

»Immer noch nichts?« fragte Leo.

»Nein. Ich sagte doch schon, ausländische Wagen haben ihre Tücken. Gehen Sie wieder zu Kinney und warten Sie dort. Das ist am besten. Sie machen mich nervös.«

In einer anderen Situation hätte Lunt dem Knaben den Kopf von den Schultern gerissen, aber heute saß er am kürzeren Hebel. Zähneknirschend macht er sich auf den Rückweg.

Auf der Straße kam ihm die alte McCally entgegen. Das Kräuterweib zog wieder seinen Wagen hinter sich her. Sie hatte ihn mit Kohlen beladen.

Als sie Leo Lunt sah, blieb sie stehen. »Nanu, Mister, ein Fremder hier in Rockford?«

Lunt, der schon fast an der Alten vorbeigegangen war, blieb stehen und wandte sich um.

»Ist das so etwas Besonderes?«

Die Alte öffnete den zahnlosen Mund und kicherte. »Sie sind gut, Mister. In Rockford ist keiner gern. Dieses Dorf ist nicht geheuer, verstehen Sie?«

Lunt runzelte die Stirn. »Nein.«

Die Alte fuchtelte mit ihrem mageren Zeigefinger herum. »Hier spukt es. Nachts tanzen die Geister und Schattenwesen. Und um Mitternacht kommt die Teufelskutsche. Nehmen Sie einen gutgemeinten Ratschlag von der alten McCally an. Verlassen Sie Rockford. So schnell wie möglich. Es ist in Ihrem Interesse.«

Leo Lunt tippte sich gegen die Schläfe. »Ich glaube, in eurem verdammten Kaff wohnen nur hirnlose Irre. Ich wußte ja, daß ihr hier oben nicht gerade mit Geist gesegnet seid, aber Dämonen, die gibt es höchstens in deiner Phantasie, du alte Hexe. Teufelskutsche, wenn ich das schon höre.«

Leo Lunt drehte sieh grußlos um und ging weiter. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, daß er mit solchen dummen Spukgeschichten belästigt wurde. Die Leute wurden wohl nie gescheit.

Wütend stampfte Leo Lunt die Straße hinauf. Sein Blick schweifte

durch das Dorf und glitt auch über die Berge und Hügel, die es einrahmten.

Und dann sah er die Burg.

Die stand auf der Zinne eines Felsens. Selbst von seinem Standpunkt aus sah das Gemäuer drohend und unheimlich aus, und Leo Lunt konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken kroch…

***

Fauchend pfiff der Wind um den Wachturm und fing sich in den Lücken des Zinnenkranzes. Der Turm ragte wie ein übergroßer dicker Bleistift vom Burghof hoch. Um den Hof herum zog sich die wuchtige dicke Mauer, mit den vier kleineren Wachtürmen, Wehrgängen und Schießscharten. In die Mauer eingefaßt war das Torhaus mit dem armdicken Fallgitter, dessen Stäbe nach unten spitz zuliefen. Die breite Zugbrücke hing in ihrer Verankerung. Sie würde erst wieder herunterfallen und den Torgraben überbrücken, wenn die Teufelskutsche unterwegs war.

Drohend stand die Burg auf dem Kegel des Berges. Nicht eine Fahne flatterte im Wind, kein Leben erfüllte die uralten Mauern, denn ein unseliger Geist hatte die Herrschaft über Rock-Castle.

Der Gesichtslose stand auf dem Turm und stemmte sich gegen den von Nordwesten kommenden Wind.

Weit im Westen ballte sich schon das fahle Grau der Dämmerung zusammen, und es würde nicht mehr lange dauern, dann hatten die ersten Ausläufer auch das Gebiet um Rockford Castle erreicht.

Der Gesichtslose lachte. Er freute sich auf die Dunkelheit, denn dann würde wieder die Teufelskutsche fahren und sich ein neues Opfer holen. Tief im Verlies der Burg wartete der Kelem auf ein frisches Opfer, auf das letzte Opfer, das brauchte, um seine Wiedergeburt feiern zu können.

Der Kelem war selbst in der Schwarzen Magie ein Phänomen.

Sein Geist war strikt vom Körper getrennt worden. Beide lebten, der Körper als Skelett und der Geist als Gesichtsloser. Gefährliche Beschwörungsriten hatten diesen Zustand erreicht, und niemand ahnte, daß der Gesichtslose und der Kelem ein und dieselbe Person waren. Gelang es nun, die beiden wieder zusammenzuführen, konnte die Schwarze Magie einen gewaltigen Triumph feiern. Denn dann wäre es nicht mehr schwer, die Toten aus den Gräbern zu holen und sie mit ihren früheren Seelen wieder zu vereinigen.

Eine schreckliche Vorstellung!

Noch ahnten die Menschen auf der Welt nichts davon. Noch wußten sie nicht, daß ihr Schicksal auf des Messers Schneide stand, daß sich die Entscheidung über Fortbestand oder Untergang auf Rockford-

Castle entscheiden würde.
Der Gesichtslose war sich seines Sieges sicher. Wer sollte ihn jetzt noch aufhalten?
Natürlich gab es überall auf der Welt Menschen, die das Böse bekämpften, doch diese Streiter des Guten ahnten ja nicht, was sich über ihren Köpfen zusammenbraute. Sie waren abgelenkt, mit anderen Fällen beschäftigt.
Besonders zwei Männer fürchteten die Helfer der Schwarzen Magie besonders.
Oberinspektor Sinclair und Professor Zamorra!
Beide waren weit entfernt. John Sinclair saß in London und Professor Zamora auf Château de Montagne, im wildromantischen Tal der Loire. Diese Männer stellten keine Gefahr da.
Der Gesichtslose genoß das Gefühl, Macht zu besitzen. Macht über die Menschen dort unten in dem kleinen Dorf, das dazu ausersehen war, in das Weltgeschehen einzugreifen und der Schwarzen Magie zum Sieg zu verhelfen…

***

In London war das Wetter wesentlich schlechter als in Schottland. Ein unangenehmer Nieselregen hüllte die Millionenstadt ein und verwandelte den Schmutz auf den Straßen zu einem glitschigen Brei. Die Temperatur war gestiegen. Viele Menschen nahmen ihre jährliche Grippe.
Oberinspektor Sinclair gehörte nicht dazu. Seitdem dieses Wetter vor zwei Tagen begonnen hatte, krönte er sein morgendliches Frühstück jeweils mit einer Vitamin-C-Tablette. Er wollte nicht auch das gleiche Los erleiden wie sein Chef Superintendent Powell.
Der Alte war krank und lag zu Hause. Zum erstenmal, seit John Sinclair ihn kannte. Powell hatte sogar Fieber, was ihn jedoch nicht davon abhielt, mindestens viermal am Tag im Büro anzurufen und sich zu erkundigen, ob der Laden überhaupt noch liefe.
John konnte ihn jedesmal beruhigen.
Superintendent Powell war der Chef einer Sonderkommission, die sich mit okkulten, übersinnlichen Fällen befaßte. Die Kommission bestand praktisch nur aus zwei Leuten, aus Powell und John Sinclair, dem jüngsten Oberinspektor des Yards. Unterstellt waren sie direkt dem Innenministerium, so daß bei brandeiligen Fällen Entscheidungen nicht erst über den Dienstweg liefen, sondern sofort getroffen werden konnten. Das hatte sich in der Vergangenheit schon mehr als einmal bewährt, und John Sinclair, der im Anfang oft von seinen »normalen« Kollegen belächelt worden war, hatte eine Aufklärungsquote zu verzeichnen, die an die Hundert-Prozent-Marke herankam.
Während Superintendent Powell wie eine Spinne im Netz die Fäden

in der Hand hielt, war John Sinclair die Feuerwehr. Er wurde an den Brennpunkten der Gefahr eingesetzt und stand an vorderster Front im Kampf gegen Geister und Dämonen.

Dabei war John Sinclair kein finsterer Geisterbeschwörer oder Exorzist im landläufigen Sinne. Er stand durchaus mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen, doch er wußte, daß es Dinge in der Welt gab, die nicht so ohne weiteres mit dem menschlichen Verstand zu begreifen waren. In einem Zeitalter, das hochtechnisiert war, und in dem die Menschen nur noch an Computer und Zahlen glaubten, hatten finstere Mächte zu einem Generalangriff auf die Menschheit angesetzt. Das zeigte sich immer wieder, und es gab nur wenige, die die Zeichen lesen und deuten konnten.

Zu ihnen gehörte Oberinspektor Sinclair.

Er war noch relativ jung, hatte die Dreißig um drei Jahre überschritten, war Junggeselle und das, was man im landläufigen Sinne einen gut aussehenden Mann nennt. John war ziemlich groß, sportlich durchtrainiert, hatte blondes kurzgeschnittenes Haar und stets ein spöttisches Lächeln um seine Mundwinkel liegen. Auf der rechten Wange trug er eine fingerlange Narbe, ein Andenken an seinen bisher stärksten Gegner, Doktor Tod.

Als John an diesem Morgen sein Büro erreichte, wäre er fast rückwärts wieder hinausgelaufen. Eine Bullenhitze strahlte ihm entgegen. Die Heizung war voll aufgedreht worden. John drehte sie erst einmal ab und riß das Fenster auf. Dann bestellte er sich einen Kaffee und hatte kaum Platz genommen, als schon das Telefon schrillte.

Natürlich war es Superintendent Powell.

John konnte seinen Chef innerhalb von zwei Minuten beruhigen, daß nichts Außergewöhnliches vorgefallen war.

Dann kam die Post.

Neben den täglichen Routinemeldungen war es eigentlich nur ein Brief, der Johns Interesse besonders in Anspruch nahm.

Der Brief war direkt an ihn gerichtet. Der Absender hatte eine ungelenke, etwas steife Schrift und hieß Mike O’Shea.

Der Brieföffner schlitzte das Kuvert auf. John nahm die zwei Bogen heraus, faltete sie auseinander und begann zu lesen.

Er las den Brief einmal und noch ein zweites Mal. Seine Augen hatten sich zu Sicheln verengt, und John Sinclair ahnte, daß mit diesem Brief ein neuer Fall auf ihn zugekommen war.

Der Absender berichtete von einer Teufelskutsche, die in Vollmondnächten auftauchte, hinunter ins Dorf fuhr und dort Menschen gezwungen wurden, in die Kutsche zu steigen. Die Bedauernswerten waren nie wieder aufgetaucht. Entweder wurden sie getötet oder auf Rockford-Castle, der geheimnisvollen Burg,

festgehalten. Diese Burg war verflucht und wurde von den Menschen gemieden.

Dieser Mike O'Shea hatte auch eine genaue Wegbeschreibung angegeben, damit John Sinclair ohne Schwierigkeiten das Dorf und die Burg erreichen konnte. Den Namen John Sinclair kannte er aus einem Zeitungsbericht. Eine schottische Tageszeitung hatte vor gut anderthalb Jahren über John Sinclairs Kampf mit dem Schädeljäger Cyrus Quant berichtet.

Der Oberinspektor ließ den Brief sinken. Für ihn stand jetzt schon fest, daß er nach Schottland, fahren würde. Sollten sich auf Rockford-Castle tatsächlich Dämonen eingenistet haben, so hatten sie jetzt einen unerbittlichen Gegner auf ihrer Fährte.

Diesmal rief John seinen Chef an.

Powell war sofort am Apparat. Er mußte das Telefon wohl auf der Bettdecke stehen haben.

John berichtete in Stichworten, und er bekam von Superintendent Powell sofort grünes Licht.

Fünf Minuten später hatte John Sinclair sein Büro schon verlassen. Er meldete sich bei Powells Sekretärin ab, setzte sich in seinen silbermetallicfarbenen Bentley und fuhr wieder nach Hause, um noch einige Sachen einzupacken.

John Sinclair ging nie unvorbereitet einen Fall an. Dämonen und Geister waren nicht mit normalen Waffen zu bekämpfen. Während man einen Werwolf zum Beispiel mit Silberkugeln töten konnte, gelang es bei Dämonen oft nur durch Beschwörungen der Weißen Magie und den dazugehörigen Hilfsmitteln, wie magische Kreide, gnostische Gemmen oder geweihte Amulette. Diese Erfahrung hatte John im Laufe der Zeit gemacht, und doch war es nie gleich. Er mußte sich immer wieder neu auf einen Gegner einstellen, und manches Mal fragte John Sinclair sich, wann der andere stärker sein würde. Oft genug war er nur um Haaresbreite dem Tod entgangen, doch dieses Vergnügen wollte er den finsteren Mächten so lange es ging vorenthalten.

Als John den Moloch London hinter sich gelassen hatte und nach Norden fuhr, spürte er das Brennen der Narbe auf seiner Wange. Ein Zeichen, daß ihn bereits das Jagdfieber gepackt hatte.

***

Als Leo Lunt das Gasthaus betrat, kam der Wirt auf ihn zu. »Ihre Frau ist oben im Zimmer«, sagte er und wischte sich die nassen Hände an seiner Hose ab. »Was hat es denn gegeben? Hat Sam Bassum den Fehler gefunden?«

»Nein«, erwiderte Lunt einsilbig.

»Keine Angst, Mister. Bassum ist ein guter Mann. Der schafft es

schon.«
»Hoffentlich.« Lunt zündete sich eine Zigarette an, hustete trocken und fragte: »Wo ist denn das Zimmer?«
»Warten Sie, ich bringe Sie hoch.«
Über eine altersschwache Stiege ging es in die erste Etage. Elektrisches Licht gab es nicht, und durch die, Fenster fiel auch kaum Helligkeit.
Lunt stieß sich einmal den Fuß und fluchte wütend. Der Holzfußboden wellte sich schon, er konnte wahrscheinlich die Witterung nicht vertragen. Mit jeder Stufe, die Lunt höher schritt, wurde seine Laune schlechter.
Dann stand er vor der Zimmertür. »Hier ist es«, sagte der Wirt und verzog sich wieder.
Lunt trat ein ohne anzuklopfen. Cora Benson saß auf dem Bett. Sie sprang auf, als Lunt in das Zimmer kam.
»Na, was hat es gegeben?«
»Mist. Dieser Salzknabe hat noch nicht einmal den Fehler gefunden. Ich bin vielleicht sauer, kann ich dir sagen. Jetzt sitzen wir in diesem Nest fest, und das Geld geht uns flöten.«
»Wieso das denn?«
»Unser Plan ist doch durcheinander.«
»Unsinn, ich habe mir das schon wieder anders überlegt. Paß auf. Wir werden den Alten zappeln lassen und fordern anstatt der einhunderttausend jetzt zweihunderttausend Pfund. Wir brauchen schließlich eine Entschädigung.«
Leo Lunt grinste. Er hockte sich auf einen wackeligen Stuhl und rieb sich die Nase. »Für zweihunderttausend Pfund lasse ich mir den Aufenthalt hier schon gefallen. Die Frage ist nur, wo willst du anrufen? In diesem Kaff gibt es ja kaum Strom.«
»Ich habe mich schon erkundigt. Ich rufe von der Post aus an. Dort gibt es ein Telefon.«
»Und ich hatte schon gedacht, hier würde getrommelt.«
Cora stand auf. »Bleib du am besten bei der Göre. Chloroform und Watte sind in meiner Handtasche. Ich bin spätestens in einer halben Stunde wieder zurück.«
»Und paß auf, daß dich die Geister nicht packen.«
Cora, die schon fast an der Tür war, wandte sich um. »Was soll das denn schon wieder heißen?«
»Ich habe vorhin auf der Straße eine Hexe getroffen, die hat mich vor Geistern gewarnt, die hier angeblich herumspuken sollen. Wo sind wir nur gelandet?«
»Reg’ dich wieder ab, und denk lieber an das Geld«, sagte Cora, bevor sie die Tür von draußen schloß.
Die Stufen der Treppe knarrten erbärmlich, als sie nach unten ging.

Der Wirt war neugierig wie eine alte Jungfer. »Wollen Sie noch mal weg, Mrs. Lunt?«

»Ja, telefonieren.« Cora rang sich ein Lächeln ab.

»Da müssen Sie sich aber beeilen, sonst schließt die Post. Den Weg habe ich Ihnen ja erklärt.«

»Ich werde ihn schon finden.«

Cora verließ das Lokal. Es war kälter geworden, der Wind hatte aufgefrischt, und die Frau fror in ihrem Kostüm.

Cora Benson kam sich in diesem Dorf wie ein Fremdkörper vor. Sie war ein Kind der Großstadt und es gewohnt, die Vorzüge der Zivilisation zu genießen. Aber hier war alles anders. Hier mußte man noch selbst mit anpacken, und das befragte Cora Benson nicht.

In einigen Häusern waren schon die Lichter angezündet worden, und aus Richtung Westen kamen bereits die ersten Schatten der Dämmerung. Sie umhüllten die Berge wie mit einem großen dunklen Tuch, und es würde nicht mehr lange dauern, bis es völlig dunkel war.

Die Post war in einem alten Steinhaus untergebracht Die Tür quietschte, als Cora sie aufdrückte.

Sie war die einzige Kundin.

Vor dem Schalter hing das Schild geschlossen. Aber der Beamte war noch da. Er klebte gerade eine Mitteilung auf das Schwarze Brett.

»Eigentlich ist ja schon Schluß«, sagte er zur Begrüßung.

Cora überspielte den aufkeimenden Ärger und lächelte. »Aber für mich machen Sie doch eine Ausnahme.«

Der Beamte hob die Schultern. »Meinetwegen«, sagte er. »Was wollen Sie denn?«

»Telefonieren.«

»Auch das noch. Haben Sie die Nummer? Es geht nämlich hier noch über das Fernamt.«

»Die habe ich.«

»Dann melde ich das Gespräch an.«

Cora schüttelte den Kopf. »Das möchte ich lieber selbst machen.«

»Warum das denn? Haben Sie Angst, daß ich mithöre? Ich bin schließlich an das Dienstgeheimnis gebunden.«

»Trotzdem.«

»Schon gut, tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

Der Beamte führte Cora hinter die Holzbarriere, die den Raum teilte. In der hintersten Ecke hing ein Telefonapparat an der Wand. Über ihn war eine geräuschschluckende Haube gestülpt.

Cora hatte dem Mann die Telefonnummer bewußt nicht genannt. Die Nachricht der Entführung würde bis in den letzten Winkel des Landes dringen, und sicher würde sich der Postbeamte an den Namen Paine erinnern und sofort seine Schlußfolgerung ziehen.

Der Postangestellte sagte Cora die Nummer des Fernamtes und

verzog sich dann in den vorderen Teil des Dienstraumes.

Cora wählte, und es meldete sich eine Frauenstimme. Die Schwarzhaarige gab Paines Nummer durch, dann die Nummer des Postamtes – Cora hatte sie von dem Beamten erfahren – und wartete.

Sie hatte sich gerade eine Zigarette angezündet, als es klingelte.

Cora hob ab.

»Hier bei Paine«, meldete sich eine weibliche Stimme. »Geben Sie mir Mister Paine.«

»In welcher Angelegenheit, bitte?« Cora wollte gerade zu einer scharfen Antwort ansetzen, als eine Männerstimme ihr Ohr traf. »Hier Paine.«

»Na endlich«, sagte die Schwarzhaarige. »Jetzt hören Sie genau zu, Paine. Vermissen Sie nicht irgend jemand?«

Cora hörte den Mann schwer atmen. »Ja, iah vermisse meine Tochter und ihren Leibwächter.«

»Sie sind clever, Mister, wirklich. Hoffentlich bleiben Sie auch so clever. Was Ihre Tochter angeht, sie befindet sich in guten Händen. Das heißt, solange Sie auf unsere Bedingungen eingehen.« Cora legte geschickt eine Pause ein, um ihre Worte wirken zu lassen.

»Sie haben meine Tochter?« kam es aus dem Hörer. Jetzt klang Paines Stimme schrill.

»Genau. Und nun hören Sie mir mal zu. Halten Sie schon zweihunderttausend Pfund bereit, Mister, und keine Polizei, haben Sie verstanden?«

»Ja.«

»Gut. Dann weiter. Ich werde mich noch einmal melden und Ihnen die genauen Übergabebedingungen diktieren. Sollte ich merken, daß Sie mich reinlegen wollen, werden wir Ihrer Tochter das Leben sauer machen. Und das wollen Sie doch nicht.«

Paine stöhnte auf. »Sie sind eine Bestie. Aber Sie sitzen am längeren Hebel. Ich werde auf Ihre Bedingungen eingehen und dafür sorgen, daß sich die Polizei zurückzieht.«

»Sie haben sie also schon benachrichtigt.«

»Was sollte ich anders tun? Ich habe auch eine Vermißtenanzeige aufgegeben. Und was ist mit dem Leibwächter?«

»Der pokert mit den Engeln«, gab die Schwarzhaarige gefühlskalt zurück. Dann legte sie auf.

Cora Benson senkte den Kopf und atmete tief ein. Die erste Hürde wäre genommen.

Die Zigarette war zwischen ihren Fingern verqualmt. Cora steckte sich eine neue an. Jetzt geht es mir bereits wie Leo, dachte sie.

Der Postbeamte kam wieder zum Vorschein. Er hatte sich schon seinen Schafsfellmantel übergezogen. »Gespräch beendet?« fragte er.

»Ja.«

»Warten Sie noch einen Augenblick. Ich muß wegen der Gebühren rückfragen.«

Cora nickte. Sie war mit ihren Gedanken ganz woanders. Jetzt kam es ihr gar nicht mehr so schlimm vor, daß sie steckengeblieben waren. Der alte Paine war auf die Bedingungen eingegangen, und nur das zählte.

Dann kam der Postbeamte mit der Rechnung. Cora Benson mußte acht Shilling bezahlen.

Sie tat es, bedankte sich noch einmal und ging dann nach draußen.

Der Beamte blickte kopfschüttelnd hinter ihr her. »Komische Frau«, murmelte er. »Aber ist ja nicht meine Sache.« Dann zog er die Vorhänge vor die Fenster und verließ seine Dienststelle.

Mittlerweile war auch das letzte Tageslicht geschwunden. In den Häusern brannten die Lichter, und auf der Straße war kaum ein Mensch zu sehen.

Cora Benson ging mit raschen Schritten in Richtung Gasthaus. Sie wollte Leo von ihrem Erfolg berichten und mit ihm die weiteren Schritte absprechen. Leo hatte sich gut gehalten. Sie hatte schon Angst gehabt, er würde herumtoben.

Cora Benson hatte das Gasthaus noch nicht erreicht, als sie plötzlich vom Licht zweier Scheinwerfer getroffen wurde.

Die Fnau wandte sich um und kniff die Augen zusammen.

Ein Wagen rollte auf sie zu, wurde langsamer und stoppte neben ihr.

Am Steuer saß ein blondhaariger junger Mann, der jetzt seinen Kopf aus dem Seitenfenster streckte.

»Entschuldigen Sie, aber können Sie mir sagen, wo ich einen gewissen Mike O'Shea finde?«

Cora Benson hob bedauernd die Schultern. »Tut mir leid, Mister, aber ich bin hier fremd.«

»Danke sehr, und nichts für ungut.« Der Mann lächelte noch einmal und fuhr weiter.

Unwillkürlich blickte Cora auf die Autonummer. Der Mann kam aus London. Er fuhr einen Bentley, einen nicht gerade billigen Wagen.

Was hatte der Mann hier zu suchen? War man ihnen schon auf der Spur? Unmöglich! Und doch begannen in Cora Benson erste Zweifel zu nagen. Ein drückendes Gefühl breitete sich in ihrer Magengegend aus. Auf jeden Fall mußten sie und Leo sehen, daß sie so schnell wie möglich aus diesem Ort verschwanden.

***

Sam Bassum klappte die Motorhaube zu und wischte sich die schmutzigen Finger an einem Lappen ab. »Du kannst Feierabend machen, Willy«, sagte der Automechaniker zu seinem Gehilfen.

Willy nickte. »Haben Sie denn den Fehler gefunden?«

»Ja, ich glaub schon. Aber das regeln wir morgen. Sollen die beiden ruhig noch mal ‘nen Tag warten. Die kommen mir sowieso verdammt arrogant vor.«

Willy grinste verunglückt. »Sie sind eben aus der Stadt.«

»Das heißt nichts. Mich wundert nur, daß sie den Kofferraum verschlossen haben. Die tun gerade so, als würden wir etwas stehlen.«

»Vielleicht haben Sie ‘ne Leiche darin«, vermutete Willy und begann wieder zu husten.

»Du liest zuviel Kriminalgeschichten«, erwiderte Sam Bassum.

Willy kicherte blöde. »Ich kann gar nicht lesen.«

»Stimmt, das hätte ich bald vergessen.« Sam Bassum lachte. »So, und jetzt geh’ nach Hause.«

»Bis morgen dann, Chef.« Willy zögerte.

»Ist noch was?«

»Chef, was meinen Sie? Ob heute nacht wieder die Kutsche kommt?«

Sam Bassums Gesicht verschloß sich. »Denk nicht darüber nach. Und wenn sie kommt, dann bete, daß nicht du es bist, der geholt wird.«

»Ja, Chef.«

Willy ging. Sam Bassum sah ihm noch nach, bis ihn die Dunkelheit verschluckt hatte.

Bassum war froh, daß er Willy hatte. Er war zwar keine Leuchte, aber doch gut genug für einige Handreichungen. Willys Eltern waren bei einem Unfall ums Leben gekommen, und Willy war seit dem zweiten Lebensjahr bei einer Tante aufgewachsen. Die Schule hatte er kaum besucht. Will begriff einfach nicht, doch bei Bassum fühlte er sich wohl.

Sam Bassum räumte noch einige Sachen weg und löschte dann das Licht. Er selbst war Junggeselle und bewohnte zwei Räume innerhalb der Baracke. Es waren kleine Zimmer, aber Bassum war nicht anspruchsvoll. Er wusch sich und bereitete dann das Abendessen. Es bestand aus Speck, Brot und einem guten Schluck Whisky. Später wollte Sam noch ins Gasthaus gehen, um einen Schlummertrunk zu nehmen. Auf einem Bord an der Wand stand ein uraltes Radio, und während Sam sich die Speckstreifen und das Brot in den Mund steckte, hörte er Musik. Es waren schottische Volkslieder, und Bassum summte dann und wann die Melodien mit.

Die Musik war so laut, daß sie andere Geräusche übertönte. Wie das Knarren des Barackentores, das vorsichtig aufgezogen wurde.

Sekunden später huschte eine Gestalt in das Innere der Baracke.

Es war Willy, Sam Bassums Gehilfe.

Willy war nicht nach Hause zu seiner Tante gegangen. Der verschlossene Kofferraum hatte ihm keine Ruhe gelassen. Willy hatte eine blühende Phantasie, und er konnte sich vorstellen, daß diese beiden Fremden durchaus etwas zu verbergen hatten.

Auf leisen Sohlen schlich Willy durch die Baracke. Er brauchte kein Licht, er fand sich im Dunkeln so gut zurecht wie eine Fledermaus.

Geschickt umging er einige herumliegende Gegenstände und stand schließlich vor dem Volvo.

Mit einem spitzbübischen Lächeln auf den Lippen holte Willy einen zurechtgebogenen Draht aus der Hosentasche und führte in vorsichtig in das Schloß des Kofferraumes ein.

Das Stück Draht war stabil, und Willy konnte es zur Seite drehen, ohne daß es verbog.

Er werkelte einige Zeit an dem Schloß herum und lauschte immer wieder, ob ihn auch der Meister nicht hörte.

Doch die Musik war zu laut.

Und dann schnackte das Schloß zurück.

Willy lachte leise und hob vorsichtig den Kofferraumdeckel an. Ein süßlicher Geruch wehte ihm entgegen.

Willy rümpfte die Nase. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er in den Kofferraum.

Er konnte nichts erkennen.

Doch wofür hatte er Zündhölzer mitgenommen? Willy holte die Packung aus der Tasche und riß ein Hölzchen an.

Die Flamme flackerte auf, zuckte hin und her und brannte dann ruhig.

Willy senkte die Hand mit dem Streichholz in den Kofferraum.

Noch im gleichen Atemzug hatte er das Gefühl, von einem Stromstoß getroffen zu werden.

Ein verzerrtes Gesicht starrte ihn an. Willy ließ das Zündholz fallen und stieß einen gellenden Schrei aus.

***

Der Schrei übertönte selbst die Musik und trieb Sam Bassum von seinem Stuhl hoch.

Bassum schluckte das Stück Speck hinunter, das sich gerade in seinem Mund befand, und rannte zur Tür. Ruckartig riß er sie auf und stürmte in die Werkstatt.

Zuerst sah er nichts. Seine Augen mußten sich an die Dunkelheit gewöhnen.

»Ist da jemand?« rief er und griff gleichzeitig nach einem schweren Schraubenschlüssel, um sich gegen einen eventuellen Einbrecher verteidigen zu können.

»Ja, ich, Chef«, antwortete eine weinerliche Stimme.

»Du, Willy? Aber, verdammt noch mal, ich dachte, du wärst zu Hause.«

Sam Bassum drehte den Lichtschalter herum, und es wurde hell.

Willy stand vor der geöffneten Kofferraumhaube des Volvo. Der

Junge war kreidebleich und hatte beide Hände gegen das Gesicht gepreßt.
»Aber was ist denn passiert, zum Teufel noch einmal?« Bassum ging mit schnellen Schritten auf Willy zu.
Willy brauchte gar keine Antwort zu geben, Bassum sah es selbst. Im Kofferraum lag ein Toter. Seine Brust war von zwei Einschüssen durchbohrt worden. Gebrochene Augen starrten gegen die Decke der Baracke.
»Oh verdammt«, ächzte Sam Bassum und hatte Mühe, die aufsteigenden Wogen der Übelkeit zu unterdrücken.

***

John Sinclair hatte das Haus der O'Sheas gefunden. Es war ein schmales Gebäude, aus grauen dicken Steinen erbaut mit kleinen Fenstern und blitzsauberen Scheiben. Aus dem schmalen Schornstein stieg eine Rauchwolke in den Himmel.
Die Eingangstür war aus Holz und hatte im oberen Drittel ein Milchglasfenster. Eine Klingel gab es nicht.
John wollte gerade klopfen, als die Tür geöffnet wurde.
Eine Frau stand dem Oberinspektor gegenüber.
John brauchte nur eine Sekunde, um sie einzustufen. Die Frau hatte ein verhärmtes Gesicht mit vielen Falten, verweinte Augen, abgearbeitete Hände und ehemals schwarzes Haar, das schon zum Teil ergraut war. Zwei Jungen drängten sich an der Frau vorbei und starrten John neugierig an.
Die Frau trug eine graues Kleid und darüber eine Schürze.
»Ja bitte?« fragte sie mit leiser Stimme.
John setzte sein freundlichstes Lächeln auf. »Sie sind Mrs. O'Shea, wenn ich mich nicht irre?«
»Ja.«
»Ich bin John Sinclair und komme von Scotland Yard. Ihr Mann hat mir geschrieben, und da ich…«
Die Augen der Frau wurden fast tellergroß. »Das gibt es doch nicht, Sir. Sind Sie wirklich aus London gekommen?«
»Ja.«
»Gütiger Himmel.« Mary O'Shea krampfte die Hände über der Brust zusammen. Dann scheuchte sie mit ein paar Worten die beiden Kinder weg. »Aber kommen Sie doch ins Haus, Sir. Ich kann Ihnen zwar nicht viel bieten, aber…« Sie verstummte und trat zur Seite, so daß John an ihr vorbeigehen konnte.
Das Haus war schmal und dementsprechend eng waren auch die Zimmer. John wurde in den Wohnraum gebeten, der zwar einfach möbliert, aber blitzsauber war. Über den beiden Sesseln und dem Sofa lagen Decken.

In einer Ecke glühte die Platte eines Ofens.
John zog seinen Trench aus, nahm Platz und lehnte auch die angebotene Tasse Tee nicht ab.
Während Mary O'Shea in der Küche hantierte, schlich einer der Jungen in das Zimmer und fragte John nach seinem Bentley.
Der Oberinspektor beantwortete die Fragen so gut er konnte und versprach dem Jungen auch, einmal mit ihm eine Probefahrt zu machen.
Dann brachte Mary O'Shea den Tee und schickte ihren Sohn weg.
John lächelte, als er sich Kandiszucker in die Tasse tat. »Sie haben nette Kinder, Mrs. O'Shea.«
Die Frau bekam einen roten Kopf und setzte sich verlegen auf die Kante eines Sessels.
John Sinclair lehnte sich zurück und sagte: »Dann erzählen Sie mal, Mrs. O'Shea.«
Die Frau senkte den Kopf. Trotzdem erkannte John, daß sie mit den Tränen kämpfte. Sie zerknüllte nervös ein Taschentuch in den Händen und wußte wohl nicht so recht, wie sie anfangen sollte.
John half ihr auf die Sprünge. »Ihr Mann schrieb in seinem Brief etwas über eine Kutsche, die in Vollmondnächten immer um Mitternacht auftaucht und ahnungslose Menschen mit auf das Schloß nimmt.«
»Das stimmt«, sagte Mary O'Shea.
»Und wo ist Ihr Mann jetzt?«
Mary O'Shea konnte die Tränen nicht mehr aufhalten. »Wahrscheinlich ist er tot«, sagte sie mit erstickender Stimme. »Er – er ist freiwillig in die Kutsche gestiegen. Er wollte mit dem Spuk dort oben auf der Burg aufräumen. Einer muß es ja tun, hat er gesagt. Ich habe ihn immer gewarnt, habe ihn gefragt, warum gerade er diese Aufgabe übernehmen wollte. Aber er konnte es nun mal nicht leiden, wenn Leute geknechtet oder unterdrückt wurden. Er war ein irischer Dickschädel.«
»Wann war das, Mrs. O'Shea?«
Die Frau schneuzte sich die Nase. »Lassen Sie mich nachdenken. Vor fünf Tagen. Eine Stunde vor Mitternacht. Und seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.«
»Was sagen denn die anderen Dorfbewohner dazu?«
»Ach die.« Mary winkte ab. »Die beten nur, daß sie nicht an die Reihe kommen. Ich habe ihnen auch gar nicht erzählt, daß Mike freiwillig in die Teufelskutsche gestiegen ist. Ich habe gesagt, er wäre nach Glasgow gefahren, in einer dringenden Erbschaftsangelegenheit. Geglaubt hat mir natürlich keiner und im Dorf kursieren die seltsamsten Gerüchte.«
»Das kann ich mir vorstellen«, sagte John. »Aber etwas anderes. Ist

die Burg bewohnt?«

»Nicht von Menschen. Die Rockfords sind ausgestorben. Das war – lassen Sie mich nachdenken. Vor ungefähr zweihundert Jahren. Man sagt dem letzten Rockford nach, daß er Schwarze Magie betrieben habe. Er hat ein Schreckensregiment geführt. Hat sich gegen alles gestellt, bis Truppen des englischen Königshauses den Grafen erhängt haben. Aber das ist schon lange her. Natürlich soll der Graf immer noch auf seinem Schloß herumspuken, und anscheinend stimmt das Gerücht auch. Denn diese Teufelskutsche, die in Vollmondnächten kommt, war damals das Lieblingsgefährt des Grafen.«

»Wer lenkt denn heute die Kutsche?« wollte John wissen.

»Das weiß ich nicht.«

»Aber die Kutsche hält doch hier im Ort.«

»Sicher. Sie bleibt vor irgendeinem Haus stehen. Und das Familienoberhaupt – der Mann also – muß die Wohnung verlassen und einsteigen. Wenn nicht, stirbt seine gesamte Familie.«

»Ist das schon vorgekommen?«

»Noch nicht. Bisher hat jeder gehorcht.« Mary O'Shea wischte sich über die Augen. »Nur Mike wollte es eben wissen. Und jetzt ist er tot.«

»Nun – das steht noch nicht fest«, sagte John.

»Doch, Mister Sinclair. Ich spüre es. Ich habe ein Gefühl für so etwas. Mike und ich – wir waren so eng aneinander gekettet, daß jeder merkte, wenn es dem anderen schlecht ging. Glauben Sie mir, Sir, Mike lebt nicht mehr.«

John Sinclair trank seine Tasse leer. »Wann sind denn die Menschen mitgenommen worden?«

»Das hat sich über Jahre verteilt. Aber in den letzten Tagen war es besonders schlimm. Erst ein Landarbeiter hier aus dem Dorf und dann Mike. Ich habe das Gefühl, daß die finsteren Mächte auf eine Entscheidung drängen.«

»Warum ist man denn noch nie auf die Idee gekommen, die Polizei einzuschalten?«

»Glauben Sie, man hätte uns geglaubt?«

»Aber die Vermißten sind doch eine Tatsache.«

Mary O'Shea hob nur die Schultern. »Wir leben hier unser eigenes Leben«, sagte sie. »Hier herrschen andere Gesetze, Sir. Dieses Tal ist nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Wir sind hier noch rückständig. Aber das wird Ihnen als Großstädter wohl kaum etwas sagen.«

»Sie irren sich, Mrs. O'Shea. Ich bin nicht das erste Mal hier oben in Schottland. Ich habe in dieser Gegend schon manches Abenteuer erlebt, vor kurzem erst etwas weiter nördlich von hier, auf den Orkney-Inseln. Aber lassen wir das. Mich interessiert die Teufelskutsche. Ist damit zu rechnen, daß sie auch in der folgenden

Nacht kommt?«

»Das kann möglich sein«, erwiderte Mary O'Shea. »Sicher ist es nicht. Sie müßten die Mitternachtsstunde abwarten. Sie werden es hören, wenn die Kutsche kommt.«

John strich sich über das blonde Haar. »Dann kann ich mich bei Ihnen aufhalten. Ich möchte nämlich nicht, daß meine Anwesenheit zu bekannt wird.«

»Selbstverständlich können Sie hierbleiben, Sir.«

»Gut.« John erhob sich. »Ich muß nur noch mal zu meinem Wagen und einige Sachen holen.«

Mary O'Shea war ebenfalls aufgestanden. »Und was wollen Sie machen, Sir?«

»Ganz einfach.« John lächelte. »Ich werde der nächste Fahrgast in der Teufelskutsche sein…«

***

»Was – was machen wir denn jetzt?« fragte Willy stotternd.

»Das weiß ich auch nicht.« Sam Bassum war kalkweiß im Gesicht. Er hatte Mühe, das Essen in seinem Magen zu behalten. Bassum hatte den Kofferraumdeckel wieder zugeknallt und suchte in seinen Taschen nach Zigaretten.

Er bot Willy auch ein Stäbchen an.

»Dann haben wir einen Mörder unter uns«, sagte Willy und erschauderte.

»Oder zwei.«

»Am besten ist, wir tun so, als hätten wir gar nichts gesehen«, meinte Willy. »Sie reparieren den Wagen, nehmen das Geld, lassen die beiden fahren und benachrichtigen anschließend die Polizei.«

Sam Bassum blickte seinen Gehilfen überrascht an. »Du kannst ja sogar denken.«

Willy grinste geschmeichelt und strich sich verlegen über sein Haar. »Ich habe mal einen Film gesehen, da ist auch so was passiert. Da haben die Leute das gleiche gemacht.«

»Und was ist hinterher mit ihnen geschehen?«

Willy drehte verlegen an seinen Fingern. »Die Kumpane der Gangster haben sich allerdings an den beiden gerächt.«

Sam Bassum winkte ab. »Ach, hör mir doch mit dem Quatsch auf. Nein, ich werde in das Gasthaus gehen und die beiden zur Rede stellen. Mal sehen, was sie sagen. Außerdem zählt die Frau ja nicht. Und mit dem Kerl werden wir immer noch fertig. Schließlich bin ich ja nicht allein.«

»Soll ich mitgehen?« fragte Willy schüchtern.

»Meinetwegen.«

»Dann komm.«

Sam Bassum verschloß sorgfältig das Tor der Baracke hinter sich. Er wollte nicht noch ungebetenen Besuch bekommen. Allerdings sahen beide den Mann nicht, der sich auf dem Platz versteckt hielt.

Leo Lunt hatte es sich inzwischen überlegt. Die Leiche weiterhin im Kofferraum zu lassen, war ihm zu risikoreich erschienen. Er wollte sie herausholen und sie am Ortsausgang in irgendeinem Gebüsch verstecken. Bis sie gefunden wurde, waren sie längst über alle Berge.

Lunts Rechnung schien aufzugehen. Bassum und sein Gehilfe verließen den Hof.

Der Mörder grinste.

Die Dunkelheit war sein Komplize. Am Himmel stand ein fahlgelber Vollmond, dessen bleiches Licht von den Wolken verschluckt wurde. Vorsichtig bewegte Leo Lunt sich über den Platz. Einmal stieß er gegen eine leere Konservendose.

Das scheppernde Geräusch schien seiner Meinung nach meilenweit gehört zu werden.

Doch alles blieb ruhig.

Lunt schlich weiter. Er hatte Cora zurückgelassen. Sie sollte in der Gaststätte die Stellung halten. Lunt hatte für sein Vorhaben nicht mehr als eine Stunde einkalkuliert.

Das Barackentor tauchte vor ihm auf. Lunt knipste eine kleine Taschenlampe an und ließ den Strahl über das Holz wandern. Er verbiß sich einen Fluch, als er sah, daß das Tor durch ein Vorhängeschloß gesichert war. Diese Dinger konnte man zwar aufbekommen, doch das ging nicht ohne Lärm über die Bühne. Aber hinein mußte Lunt, da führte kein Weg daran vorbei.

Er probierte die Fenster, und siehe da, er hatte Glück.

Ein Flügel ließ sich leicht aufstoßen. Lunt grinste, als er sich durch die Öffnung schwang. Er brauchte sich dabei noch nicht einmal dünn zu machen.

Nur die Landung ging nicht so glatt. Lünt stieg mit dem linken Fuß in einen unter dem Fenster stehenden Blecheimer, verhakte sich darin und fiel der Länge nach hin. Er spürte unter seinen Händen etwas Klebriges.

Bestimmt Öl oder Schmiere, dachte er und fluchte wütend, weil er damit rechnete, daß seine Kleidung – auch etwas abbekommen hatte und man ihm ansehen konnte, wo er gewesen war.

Es half nichts. Er mußte weiter.

Lunt rappelte sich auf und knipste wieder die Taschenlampe an. Der dünne Strahl wanderte über allerlei Werkzeug und erfaßte schließlich den Volvo.

Lunt ging auf den Wagen zu. Probehalber drückte er auf den Verschlußknopf des Kofferraumdeckels.

Die Haube sprang hoch.

Unwillkürlich ging der Mörder einen Schritt zurück. Er hatte sich erschrocken wie selten in seinem Leben. Aber zum Teufel, wie konnte das sein? Er hatte den Kofferraum doch abgeschlossen? Es gab keine andere Möglichkeit. Die beiden Automechaniker mußten den Toten entdeckt haben.

Der Gedanke daran trieb Leo Lunt den kalten Schweiß auf die Stirn.

Doch jetzt mußte er die Leiche erst recht wegschaffen. Hoffentlich blieb ihm noch genügend Zeit. Sollten die ihm hinterher erst mal was beweisen. Außerdem taugten die Dorfpolizisten sowieso nichts, falls es hier überhaupt einen Constabler gab.

Leo Lunt wuchtete sich den Toten über die Schulter und schloß den Deckel des Kofferraums wieder. Dann ging er den gleichen Weg zurück.

Die Leiche kippte er kurzerhand durch das Fenster, stieg hinterher, lauschte einen Moment, und als er nichts Verdächtiges hörte, warf er sich den Toten wieder über die Schulter.

So schnell es ging, verließ er mit seiner makabren Last den dunklen Hof.

Über die Hauptstraße des Ortes traute er sich nicht. Er nahm den beschwerlichen Weg durch Gärten und über Zäune. Schließlich hatte er einen Platz gefunden. Es war eine kleine Mulde, in die er die Leiche hineinlegte und sie anschließend mit ein paar Steinen verdeckte.

Keuchend richtete sich Leo Lunt wieder auf. Das wäre geschafft.

Niemand hatte ihn beobachtet, und Lunt mußte grinsen, wenn er daran dachte, wie elegant er das Problem aus der Welt geschafft hatte.

Aufatmend machte er sich wieder auf den Weg zum Gasthaus. Diesmal ging er über die Hauptstraße und blieb unwillkürlich stehen, als er den Bentley sah, von dem ihm auch schon Cora Nelson erzählt hatte.

Lunt zündete sich eine Zigarette an und betrachtete sich den Wagen genauer.

Tatsächlich, der Bentley kam aus London. Aber was hatte der Fahrer hier zu suchen?

Leo Lunt hatte sich gerade nach dem Nummernschild gebückt, als die Tür des Hauses aufgezogen wurde, vor dem der Bentley parkte. Ein Lichtbalken durchschnitt die Dunkelheit, und Leo Lunt konnte sich gerade noch rechtzeitig verdünnisieren.

In sicherer Entfernung blieb er stehen und beobachtete, wie ein Mann das Haus verließ, den Kofferraumdeckel des Bentley hochklappte, eine Tasche herausnahm, den Deckel wieder verschloß und auf das Haus zuging.

Und dann hörte Leo Lunt eine Frauenstimme. »Ich habe Ihnen eine Decke bereit gelegt, Herr Oberinspektor. Wenn Sie sich hinlegen wollen, dann…«

Leo Lunt hörte die weiteren Worte nicht mehr. Er hatte das Gefühl, plötzlich einen Tiefschlag bekommen zu haben.

Oberinspektor, hatte die Frau gesagt. Das konnte nur bedeuten, daß ein Polizist in ihrem Haus war und daß man ihm und Cora bereits auf der Spur war.

Der Mörder hatte es plötzlich mehr als eilig.

***

Alice Paine war es schlecht. Das Kind bekam die Nachwirkungen des Betäubungsmittel zu spüren. Ihr Magen rebellierte, und Alice konnte einen Brechreiz nicht länger unterdrücken.

Weinend blieb sie auf dem Bett liegen. Sie hatte schreckliche Angst. Das Zimmer kam ihr fremd und unheimlich vor, außerdem war es nicht beheizt, und die Kälte ließ Alice am gesamten Körper zittern. Nur allmählich kehrte die Erinnerung des Kindes zurück.

Deutlich sah sie den Mann mit der Pistole vor ihrem geistigen Auge, und sie erinnerte sich auch daran, wie Jim, der Leibwächter, tot zusammengebrochen war. Eine Frau hatte sie dann in einen fremden Wagen gezogen, ihr irgend etwas vor den Mund gehalten – und danach wußte Alice nichts mehr. Aber wo befand sie sich jetzt? Dieser dunkle Raum, in dem nicht einmal eine Lampe brannte, und durch dessen Fenster schwaches Mondlicht fiel, flößte dem neunjährigen Mädchen Angst ein. Schreckliche Geschichten fielen ihr ein, die sie mal von ihren Klassenkameradinnen gehört hatte. Vielleicht war aber alles auch nur ein Scherz oder ein Traum? Wenn sie die Augen öffnete, lag sie in ihrem Bett und…

Alice kniff sich in den Arm. Sie spürte den Schmerz und wußte im gleichen Moment, daß es kein Traum war. Man hatte sie also einfach mitgenommen.

Aber was wollten die Leute von ihr? Sie hatte ihnen doch nichts getan. Von Kidnapping und Lösegeldforderungen wußte Alice nichts. Sie war in einem wohlbehüteten Haus aufgewachsen, in dem man jede Gefahr und jede Aufregung von ihr fern gehalten hatte. Deshalb konnte sie mit ihrer jetzigen Situation kaum fertig werden.

Alice Paine setzte sich auf. Die Matratzen quietschten, und Alice spürte eine Sprungfeder des Bettunterteils.

Alices Blicke versuchten das Halbdunkel des Zimmers zu durchdringen. Sie dachte daran, daß auch der Mann und die unbekannte Frau hier sein mußten, doch Alice konnte niemanden entdecken.

Eigentlich war sie froh darüber, denn wenn wie an das Gesicht des Mannes dachte, überfiel sie nachträglich noch ein kalter Schauer.

Sie stand auf und mußte sich im nächsten Moment am Bettpfosten festhalten, da ihr schwindelig wurde.

Minutenlang blieb sie so stehen. Die Augen hielt sie geschlossen, und sie atmete tief durch, so wie man es ihr im Ballettunterricht beigebracht hatte.

Es wurde ihr langsam besser.

Jetzt dachte sie auch daran, das Zimmer zu verlassen. Denn solange der Mann und die Frau noch nicht wieder zurück waren, konnte sie unbemerkt verschwinden.

Auf Zehenspitzen schlich Alice Paine zur Tür.

Sie hatte Glück, denn die Tür war offen. Das Kind machte sich darüber keine Gedanken. Es nahm es einfach als gegeben hin. Sie wußte nicht, daß es in diesem Haus bis auf die Gaststube überhaupt kein Zimmer gab, das man abschließen konnte.

Alice schlüpfte durch den Türspalt in einen finsteren Gang. Es war so dunkel, daß sie nicht einmal die Hand vor Augen sehen konnte.

Alice blieb stehen und lauschte. Sie hörte ihr eigenes Herz pochen. Es kam ihr laut vor.

Unter ihr mußte wohl gefeiert werden. Sie hörte laute Stimmen und grölendes Gelächter.

Alice tastete sich an der Wand entlang, als sie weiterging. Sie hatte unbewußt genau die Richtung eingeschlagen, die zur Treppe führte. Zum Glück hatten sich ihre Augen inzwischen an die herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt, so daß sie Umrisse erkennen konnte. Außerdem fiel von unten her ein schwacher Lichtschein auf die Treppenstufen.

Alice sah die Treppe rechtzeitig genug. Mit der linken Hand umfaßte sie den runden Handlauf des Geländers. Dann setzte sie den Fuß vorsichtig auf die erste Stufe.

Das Holz knarrte unter ihrem Gewicht und Alice hatte Angst, jeder könne sie hören.

Doch nichts geschah. Unbehelligt schaffte sie auch die fünf Stufen bis zum ersten Absatz.

Hier blieb Alice erst mal stehen und sah die restlichen Stufen hinunter. Das Licht, das die Treppe beleuchtete, stammte von einer trüben Lampe, die über einer Tür hing. An der Tür war ein Schild befestigt worden. Was darauf stand, konnte Alice aus dieser Entfernung nicht lesen.

Sie wollte gerade weitergehen, als die Tür plötzlich geöffnet wurde und ein Mann den Gang betrat.

Alice zuckte zurück. Plötzlich fing sie an zu zittern.

Der Mann sah das Kind nicht. Er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und ging mit wiegenden Schritten auf eine Tür zu, die zu den Toiletten führte.

Alice wartete, bis der Mann wieder zurückgekommen war, und ging dann weiter.

Ungesehen erreichte sie das Erdgeschoß.
Sie blickte sich schnell um.
Ein Gang glich dem in der ersten Etage aufs Haar. Am Ende befand sich eine Tür, die ein wenig offenstand und vom Wind hin und her bewegt wurde.
Alice huschte auf die Tür zu. Die Neunjährige hatte eine schnelle Auffassungsgabe. Sie ging bewußt nicht in den Gastraum, denn sie nahm an, daß sich dort unter Umständen ihre Entführer befanden.
Alice gelangte in einen Garten.
Sie trug nur ihren Pullover und die Hose. Der kalte Nachtwind pfiff durch ihre Kleidung, und das Kind begann zu frieren.
Obwohl es ihr kalt war, trieb es sie von dem Haus weg, in dem sie gefangengehalten worden war.
So schnell sie konnte, lief sie durch den Garten, sprang über einen Zaun und erreichte nach mehreren Umwegen die Hauptstraße des Ortes.
Hier blieb sie erst einmal stehen.
Dunkel und verlassen lag die Straße vor ihr. Die Häuser verschmolzen mit der Finsternis, und nur hinter wenigen Fenstern brannte Licht.
Alice Paine kam sich unsagbar verlassen vor. Sie begann zu weinen. Und doch traute sie sich nicht, in einem der Häuser Zuflucht zu suchen. Sie rannte einfach los, wollte sich irgendwo verstecken, den neuen Tag abwarten und dann jemanden um Hilfe bitten.
Das Mädchen hatte das Dorf schnell hinter sich gelassen. Ein schmaler Weg zweigte von der Straße ab. Er war von Büschen und Sträuchern flankiert.
Alice nahm den Weg und ahnte nicht, daß es der Pfad war, der direkt zur Burg führt…

***

Willy hatte durch eines der Fenster gepeilt. Jetzt winkte er seinem Meister aufgeregt zu.
»Sie sind beide da«, sagte er. »Der Mann und auch die Frau.«
Bassum nickte. »Das ist gut. Wieviel Leute sind denn noch in der Gaststube?«
»Ich habe sie nicht gezählt. Aber allein sind wir nicht.«
Sam Bassum hatte vor Aufregung feuchte Handflächen. Noch nie im Leben hatte er sich in solch einer Situation befunden. Für ihn waren die beiden Mörder, und er wollte sie stellen. Sicher, wenn es im Ort eine Polizeistation gegeben hätte, wäre alles viel einfacher gewesen, aber so mußte man eben das Gesetz des Handelns selbst in die Hand nehmen.
Ich hätte ja auch eigentlich in Glasgow oder Aberdeen anrufen

können, dachte Sam, aber dann hätte er den Ruhm teilen müssen, und dabei sah er sich schon im Geiste auf den Titelseiten der Zeitungen.
»Was überlegen Sie, Chef?« fragte Willy und begann wieder zu husten.
»Nichts«, erwiderte Bassum. »Wir gehen rein.«
Willy schüttelte den Kopf. »Ich bleibe lieber draußen.«
»Angst?«
»Ja, Chef. Die haben bestimmt eine Pistole. Denken Sie an den Toten. Der hatte die Kugeln in der Brust.«
Solche Worte waren natürlich nicht dazu angetan, Sam Bassums Mut zu steigern, trotzdem gab er sich einen Ruck und ging mit festen Schritten auf den Eingang zu.
Willy blieb zurück. Er drückte seinem Meister wenigstens die Daumen.
Sam Bassum atmete noch einmal tief durch, legte die Hand auf die Klinke und stieß dann entschlossen die Tür der Gaststätte auf. Eine Rauchwolke wehte ihm entgegen.
Kinney, der Wirt, stand hinter dem Tresen und füllte Gläser mit Bier. Er hatte Sam Bassum noch nicht bemerkt.
Vier Tische waren besetzt. An dreien davon saßen Männer aus dem Dorf. Der letzte Tisch – er stand am Fenster – war von dem Pärchen in Beschlag genommen worden.
Die beiden hatten die Köpfe zusammengesteckt und flüsterten. Ab und zu lachte die Frau auf. Zwischen ihnen stand eine Whiskyflasche und vor ihnen zwei Gläser.
Sam Bassum beobachtete die beiden eine Weile.
»He, Sam, träumst du?« Die Stimme des Wirtes riß Bassum auf seinen Gedanken.
Auch die übrigen Gäste waren aufmerksam geworden. Leo Lunt winkte Bassum sogar zu und rief: »He, Wirt, der Gentleman bekommt einen Whisky auf meine Kosten. Wenn er auch keine Autos reparieren kann.« Lunt begann zu lachen.
Bassum ignorierte den Mann, ging zum Tresen und winkte Kinney.
»Was ist denn?« fragte der Wirt ungehalten. »Siehst du nicht, daß ich zu tun habe? Selten ist das Geschäft so gut gelaufen.«
»Ich habe mit dir etwas zu bereden.«
»Und?«
»Komm mal näher ran, ich kann nicht so laut sprechen.« Bassum warf einen vorsichtigen Blick in die Runde. Dann beugte er sich über den Tresen und flüsterte dem Wirt einige Worte ins Ohr. Kinney wurde langsam blaß, und seine Augen immer größer.
Als Bassum geendet hatte, fragte er: »Stimmt das denn wirklich mit der Leiche?«
»Ja, Willy und ich haben Sie mit eigenen Augen gesehen.«

»Und was willst du jetzt machen?«
»Mir den Kerl schnappen.«
»Allein?«
»Natürlich nicht. Ihr sollt mir dabei helfen.«
Kinney kratzte sich am Kopf. »Der wird aber bewaffnet sein und…«
»Schläfst du, Kinney!« brüllte einer der Gäste. »Ich habe Durst, zum Teufel.«
»Ja, ja, komme schon.« Kinney warf Bassum einen bedauernden Blick zu und schnappte sich das Tablett mit den gefüllten Bierkrügen.
Bassum hielt nichts mehr an seinem Platz. Er hatte seinen Entschluß längst gefaßt.
Zielstrebig schritt er auf den Tisch zu, an dem die beiden Verdächtigen saßen.
Leo Lunt und Cora Benson hoben die Köpfe.
Bassum blieb vor dem Tisch stehen. Er sah, daß Lunt schon einen leicht glasigen Blick hatte.
»Was gibt es, Meister der Schraube?« rief Lunt jovial.
Sam Bassum holte tief Luft. Dann sagte er mit lauter Stimme, so daß jeder im Gastraum es hören konnte: »Im Kofferraum Ihres Wagens liegt ein Toter. Und ich halte Sie für den Mörder, Mister.«
Von einem Augenblick zum anderen trat Totenstille ein. Ungläubigkeit und fassungsloses Staunen spiegelten sich auf den Gesichtern der Anwesenden wider.
Und plötzlich begann Leo Lunt zu lachen. Er lehnte seinen Oberkörper zurück und schlug sich schreiend auf die breiten Schenkel. »Wenn ich das ja nicht als Witz auffassen würde, hätte ich Ihnen beide Ohren abgerissen, mein Lieber.« Dann wurde Lunt schlagartig ernst. »Machen Sie öfter solche Scherze?«
»Das ist kein Scherz.«
Lunt schlug mit der Faust auf den Tisch und sprang auf. »Ich verbiete mir Ihre Anschuldigungen!« schrie er. »Ich werde Sie…«
»So beruhige dich doch, Leo«, sagte Cora Benson und legte dem Mann die Hand auf den Arm. »Es ist bestimmt alles nur ein Mißverständnis.«
»Ich will mich aber nicht beruhigen«, kreischte Leo Lunt. Er machte eine weitausholende Armbewegung. »Was sollen diese Gentlemen von uns denken. Die Anschuldigung ist ungeheuer, mein Lieber. Und«, Lunts Stimme senkte sich zu einem Flüstern, »die müssen Sie beweisen.«
»Das werde ich auch.« Sam Bassum nickte entschlossen. »Sind Sie damit einverstanden, daß diese Gäste hier mit zu meiner Werkstatt gehen, um sich dort von der Richtigkeit meiner Anschuldigung zu überzeugen?«
»Und ob ich damit einverstanden bin«, trompetete Leo Lunt. »Sollte

sich Ihre Behauptung jedoch als Lüge erweisen, werde ich mir überlegen, ob ich Sie nicht wegen übler Nachrede anzeige.« Er wandte sich an Cora Benson. »Kommst du mit?«

»Nein, ich bleibe bei dem Kind.«

»Gut, es wird ja nicht lange dauern.«

Die anderen Gäste waren von ihren Stühlen aufgesprungen. Sie wußten immer noch nicht, was sie sagen sollten. Während Cora nach oben ging, führte Leo weiterhin das große Wort. Er wollte sofort losmarschieren, doch einige Leute mußten erst noch ihre Gläser austrinken.

Zwei Minuten später wurde Leo Lunt schlagartig ruhig. Dann nämlich, als Cora zurückkam und er ihr Gesicht sah. An dem Ausdruck erkannte er, daß etwas passiert sein mußte.

»Komm mal mit!« zischte Cora und faßte Lunt am Arm.

»Was ist denn?«

»Die Göre ist verschwunden!«

Lunt fielen bald die Augen aus dem Kopf. »Du machst doch Witze?«

»Nein.«

»Und was jetzt?«

Cora hob die Schultern. »Lange kann sie ja noch nicht weg sein. Ich war ja vor einer halben Stunde noch oben. Ich werde sie suchen. Geh du mit den Männern, das ist im Moment auch wichtig.«

»Okay.« Lunt quälte sich ein Grinsen ab und sagte betont forsch: »Los, Kameraden, auf geht’s. Bin mal gespannt, ob wir noch mehr Leichen finden werden.«

Lunt lachte laut und unecht.

Draußen schloß Willy sich der Gruppe an, und wenig später standen sie in Sam Bassums Werkstatt.

Die Männer hatten sich um den Volvo versammelt. Eine kaum zu unterdrückende Spannung lag auf ihren Gesichtern.

»Schließen Sie den Kofferraum ruhig auf, Bassum«, sagte Leo Lunt und verschränkte provozierend die Arme vor der Brust. Er fühlte sich schon ganz als Sieger.

»Das brauche ich gar nicht.« Bassum drückte auf den Verschlußknopf und zog den Deckel hoch.

Elf Augenpaare starrten in den Kofferraum.

Er war – leer.

***

Cora Benson hatte sich nur eine Jacke übergeworfen und war dann nach draußen gelaufen.

Mitten auf der Straße blieb sie stehen. Im ersten Augenblick wollte sie den Namen des Kindes rufen, doch dann kam sie sich lächerlich vor. Nein, sie und Leo Lunt hatten schon zuviel Aufsehen erregt.

Bisher wußten die Menschen aus dem Ort noch nicht, daß das Kind verschwunden war. Und dabei sollte es auch bleiben.

Cora begann zu überlegen. Wo konnte Alice sich versteckt haben? Bei fremden Leuten? Nein, soweit sie das Mädchen einschätzte, war es viel zu schüchtern, um so etwas zu tun. Andererseits hatte das Kind auch Angst, und da reagierte man wohl nicht »normal«. Trotzdem konnte Cora nicht glauben, daß sich Alice in einem der Häuser versteckt hielt. Bestimmt hätten die Leute etwas unternommen und Cora einige unangenehme Fragen gestellt.

Ich muß sie einfach finden, dachte Cora. Koste es, was es wolle.

Mit schnellen Schritten ging Cora Benson die Hauptstraße entlang und näherte sich dem Ende des Dorfes. Vor einem Haus parkte der Bentley aus London, dessen Fahrer Cora angesprochen hatte.

Leo Lunt hatte ihr erzählt, daß der Mann ein Oberinspektor war. Also ein Bulle. Aber was hatte er hier in dieser gottverlassenen Gegend zu suchen? Er war bestimmt nicht ihr und Leo auf den Fersen, denn wäre das der Fall gewesen, hätte er bestimmt schon zugeschlagen. Der Besuch konnte durchaus einen harmlosen, verwandtschaftlichen Grund haben. Ein schlechtes Zeichen war es dennoch. Cora und Leo hatten beschlossen, den Bullen im Auge zu behalten.

Cora warf einen mißtrauischen Blick auf das Haus. Hinter den erhellten Fenstern sah sie die Schattenrisse einer Frau und eines Mannes. Gerade zog der Mann die Gardine zur Seite.

Die Schwarzhaarige entwischte schnell in der Dunkelheit und hatte nach wenigen Minuten das Ende des Dorfes erreicht.

Sie blieb stehen und blickte auf ihre Uhr.

Nicht einmal mehr dreißig Minuten bis Mitternacht.

Unwillkürlich kam ihr der Begriff Geisterstunde in den Sinn, und Cora verspürte ein leichtes Frösteln auf dem Rücken.

Der Weg führte bergauf. Er war gespickt mit spitzen Steinen, die manchmal schmerzhaft durch das Leder ihrer Schuhe drangen.

»Verdammt noch mal«, fluchte die Schwarzhaarige nicht gerade ladylike. »Wo hat sich das Balg denn nur versteckt?«

»Alice! Komm zurück. Dir geschieht nichts. Du kannst doch die ganze Nacht nicht hier draußen bleiben. Du holst dir ja noch den Tod.«

Diese Sätze aus dem Mund der Frau waren der blanke Hohn.

Plötzlich sah sie den Schatten. Nur wenige Meter von ihr entfernt sprang er auf den Weg.

Kein Zweifel, das war Alice Paine.

Mit schnellen Schritten rannte das Kind den Weg hoch.

Cora lachte teuflisch. »Paß auf, jetzt kriege ich dich, du Kröte.«

***

Alice Paine hatte die Frau gehört, wie sie ihren Namen rief. Von

einer Sekunde zur anderen hatte das Kind die Angst angefallen. Alice hatte sich noch tiefer in ihr Versteck geduckt, doch die Frau kam ihr immer näher.

Dann hatte es Alice nicht mehr ausgehalten.

Panikartig hatte sie ihr Versteck verlassen und rannte den Weg hoch.

Doch die Frau war schon dicht hinter ihr. Alice hörte bereits das Keuchen, spürte den heißen Atem in ihrem Nacken und versuchte, noch schneller zu laufen.

Für Sekunden vergrößerte sich der Abstand.

Cora Benson fluchte laut. Sie hatte sich bereits vorgeworfen, um Alice zu packen, doch jetzt mußte sie selbst darauf achten, daß sie nicht ausrutschte.

Einmal knickte sie um und hatte Glück, daß sie sieh nicht den Fuß verstauchte.

Das Kind rannte noch immer. Die langen blonden Haare flogen wie eine helle Fahne.

Doch dann war Cora Benson heran.

Mit der linken Hand packte sie Alice an der Schulter, riß das Mädchen herum.

Alice Paine schrie.

»Hab ich dich endlich, du Kröte!« Wut, Haß und Anstrengung hatten das Gesicht der Frau zu einer Grimasse verzerrt.

Alice war ein paar Schritte getaumelt. Tränen rannen aus ihren Augen.

Cora holte aus und schlug dem Kind mitten ins Gesicht.

Alice brach weinend zusammen.

Cora riß sie wieder hoch. »Und jetzt kommst du mit!« keuchte sie nach Luft schnappend. »Ich werde dir zeigen, uns einfach wegzulaufen. Anketten werden wir dich, du… du…«

Cora fiel im Moment das passende Wort nicht ein.

Alice begann zu betteln. »Nicht schlagen«, wimmerte sie. »Bitte nicht schlagen. Es tut so weh.«

»Warte mal, bis Leo dich sieht«, sagte die Frau. »Der wird noch ganz andere Sachen mit dir anstellen.«

Cora riß das Kind mit sich. Ihre Finger hatten sich um Alices linkes Handgelenk geklammert, schleiften das Mädchen mit sich wie einen Sack.

Cora kam genau zehn Schritte weit, als ein Geräusch sie herumwirbeln ließ.

Wie aus der Hölle entsprungen kam eine pechschwarze Kutsche den Weg hinuntergeprescht. Zwei Pferde zogen das Gefährt, und aus ihren Nüstern drangen Feuer und Rauch.

Auf dem Bock der Kutsche saß eine unheimliche Gestalt und schwang eine Peitsche.

Cora Benson war vor Schreck wie festgeleimt. Ihr Gesicht war eine Grimasse des Entsetzens, ihre Hand hatte Alices Gelenk losgelassen.

Und die Teufelskutsche raste genau auf die beiden zu…

***

John Sinclair blickte auf seine Uhr. »Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht«, sagte er.

Mary O'Shea nickte stumm. Sie saß im Sessel und hatte rotgeränderte übermüdete Augen. Sie war schon mehrere Male eingeschlafen, doch immer wieder aufgeschreckt. John hatte sie dazu bewegen wollen, ins Bett zu gehen, aber Mary O'Shea dachte gar nicht daran.

»Ich will dem Mörder meines Mannes Auge in Auge gegenüberstehen«, hatte sie gesagt, doch gerade das wollte John Sinclair vermeiden.

»Kommen eigentlich häufig Fremde in diesen Ort?« fragte der Geister-Jäger.

Mary O'Shea schüttelte den Kopf. »Alle Jubeljahre einmal. Und dann haben sich die Leute verfahren. Rockford ist kein Ort, in dem man sich erholen kann. Wir haben noch nicht einmal ein Hotel. Nur ein altes Gasthaus ohne Komfort. Die Menschen hier wollen auch keine Fremden. Aber warum fragen Sie?«

John drückte die Zigarette aus. »Ich habe mich nur gewundert, denn als ich kam, hatte ich mich bei einer Frau nach Ihrer Adresse erkundigt. Die Dame war allerdings fremd hier, wie sie mir sagte.«

»Tut mir leid, aber ich werde sie wohl nicht kennen. Ich habe mich auch in den letzten Tagen kaum aus dem Haus gerührt.«

John erhob sich und streckte seine Glieder. »Aber ich werde mich jetzt aus dem Haus rühren. Ich will nicht warten, bis die Kutsche kommt, sondern sie abfangen. Und zwar noch vor dem Ort, damit nicht noch andere Menschen in Gefahr geraten.«

»Aber Sie sind ja dann ganz allein.« John schlüpfte in sein Jackett. Den Mantel zog er nicht über, er würde ihn nur behindern. »Glauben Sie denn, Mrs. O'Shea, mir würde jemand helfen?«

»Da haben Sie auch wieder recht.«

»Sehen Sie. Sie können aber eins tun?«

»Und?« Mary O'Shea war ebenfalls aufgestanden.

»Mir die Daumen drücken.« Die Frau blickte den Oberinspektor ernst an. »Das werde ich auch. Und ich werde für Sie beten, Mister Sinclair.«

»Tja, das wär's dann wohl.« John Sinclair verließ das Zimmer, lächelte Mary O'Shea noch einmal aufmunternd zu und ging dann aus dem Haus.

Mary O'Shea hatte dem Oberinspektor den Weg beschrieben, den die Kutsche nehmen mußte.

John setzte sich augenblicklich in Bewegung. Mit schnellen Schritten ging er durch den verlassenen, nachdunklen Ort. Alles war ruhig, und John spürte das Brennen seiner Narbe, das immer dann einsetzte, wenn Gefahr in der Luft lag.

John Sinclair hatte die letzten Häuser kaum hinter sich gelassen, da hörte er den Schrei.

Einen Atemzug lang blieb der Oberinspektor stehen, doch dann begann er zu rennen.

***

Noch zehn Yard – noch fünf Yard – dann.

Das Mädchen und die Frau standen immer noch wie angewachsen. Riesengroß wuchsen die Pferde vor ihnen auf. In der nächsten Sekunde mußten sie von den Hufen zerschmettert werden.

Doch im letzten Augenblick wurden die beiden pechschwarzen Höllenboten gezügelt.

Schrill wiehernd und fauchend stiegen sie mit den Vorderbeinen hoch. Die Hufe zuckten dicht vor Coras Gesicht, die Eisen funkelten im Mondlicht.

Ein höllisches Gelächter drang an die Ohren der beiden Menschen. Plötzlich schwang sich die Gestalt vom Bock der Kutsche. Die dunkle Kutte wehte, und dann fegte das Leder einer Peitsche durch die Luft.

Züngelnd ringelte sich die Schnur um Coras Hals.

Die Frau kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

Innerhalb eines Atemzuges wurde ihr die Luft knapp. Sie riß beide Hände zum Hals hoch, wollte die Schnur lockern, doch ein kräftiger Ruck schleuderte Cora zu Boden.

Die Frau wand sich auf der Erde. Sie röchelte zum Steinerweichen. Doch der Unheimliche kannte kein Pardon.

Während Cora Benson mit dem Tode kämpfte, jagte das schaurige Gelächter des Unheimlichen wie der Grabgesang des Teufels durch die finstere Nacht.

Alice Paine hatte dem Schauspiel aus schreckgeweiteten Augen zugesehen. Sie bekam alles gar nicht richtig mit, es kam ihr vor wie ein böser Traum. Sie wunderte sich nur, daß die Frau nicht mehr aufstand, als die Peitschenschnur sich von ihrem Hals löste.

Da erst wurde dam Kind bewußt, daß es hier wegmußte. Alice warf sich auf der Stelle herum und nannte schreiend den Weg zurück.

Sie kam genau zehn Yard weit.

Etwas pfiff dicht über dem Boden durch die Luft, und dann ringelte die Schnur sich wie eine Schlange um ihre Waden.

Alice wurden die Beine unter dem Körper weggerissen.

Wie ein Brett fiel das Kind der Erde entgegen.

Zum Glück konnte Alice den Fall im letzten Moment mit den

Ellenbogen etwas abfangen, und doch drang ihr der Aufprall durch Mark und Bein.

Alice Paine lag auf dem Bauch. Sie schmeckte den Dreck im Mund und fühlte, wie heiße Tränen an ihren Wangen entlangrannen.

Sie hörte den Gesichtslosen nicht kommen, er war plötzlich da und löste die Schnur von ihren Waden. Dann spürte Alice eine kalte Hand auf ihrer Schulter.

Ohne daß sie sich wehren konnte, wurde sie hochgezogen und herumgedreht.

Sie starrte den Gesichtslosen an, sah die leere Kapuze und hörte doch aus der Höhlung eine Stimme sprechen.

»Wie alt bist du?«

Alice schluchzte. »Neun Jahre«, sagte sie unter Tränen.

Der Gesichtslose lachte, und sein Griff, mit dem er Alice festhielt wurde stärker, schmerzhafter.

»Neun Jahre also. Noch ein Kind bist du. Schade, daß du schon sterben mußt, aber der Kelem freut sich über jedes Opfer.«

Alice Paine begriff die Worte gar nicht richtig. Und das war vielleicht gut so, denn wenn ihr die Tragweite voll zu Bewußtsein gekommen wäre, hätte sie unter Umständen durchgedreht.

Der Gesichtslose schob Alice auf die Kutsche zu. »Komm«, flüsterte er, »steig ein, mein Täubchen. Der Kelem wartet nicht gerne. Und es dürstet ihn nach deiner Lebenskraft.«

Alice spürte den Schmerz an ihren Waden, die Knie wurden weich, und wenn der Unheimliche sie nicht festgehalten hätte, wäre sie hingefallen.

Der Gesichtslose riß die Tür auf.

Ein seltsamer Geruch drang aus der Kutsche. Alice wußte nicht, wonach es roch, fürchtete sich aber instinktiv davor.

Der Gesichtslose drückte gegen ihre Schulter. »Steig schon ein«, sagte er.

Plötzlich begann das Kind zu schreien. »Nein, nein, ich will nicht. Ich…«

Der Gesichtslose hob sie kurzerhand hoch und stieß sie in die Kutsche hinein.

Dann knallte er die Tür zu.

Vergeblich versuchte Alice Paine die Tür von innen aufzubekommen. Sie trommelte mit beiden Fäusten gegen das Holz, aber auch das half nichts.

Der Gesichtslose lachte nur und schwang sich wieder auf den Bock.

Er wollte die Kutsche gerade wenden, als er die Schritte hörte.

Der Gesichtslose blieb starr sitzen.

Jemand kam den Weg hochgelaufen.

Und da sah er schon die Gestalt. Es war ein Mann, und er hielt eine

Pistole in der Hand.
John Sinclair sah die Kutsche im gleichen Augenblick und auch die unheimliche Gestalt, die auf dem Bock hockte. Er sah eine Frau in seltsam verrenkter Haltung auf dem Boden liegen und hörte das Schreien im Innern der Kutsche.
Da wußte John, daß der Unheimliche sich schon sein Opfer geholt hatte.
Der Geister-Jäger zögerte keine Sekunde.
»Halt!« gellte seine Stimme auf und gleichzeitig zog er den Stecher der Waffe durch.
Ein orangefarbener Blitz fegte aus der Mündung. Die Kugel jagte durch die Brust des Unheimlichen, dessen Gestalt sich vor dem Mondlicht deutlich abhob.
»Du Narr!« brüllte der Gesichtslose. »Mit Kugeln kommst du nicht gegen mich an!«
Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, da hob er den Arm mit der Peitsche.
Im gleichen Moment hatte John Sinclair die Pferde erreicht und packte sie am Zaumzeug.
Da schrie der Gesichtslose einen Befehl.
Die Pferde rissen die Köpfe herum. Feurige Lohen schossen aus ihren Mäulern, und daß Johns Gesicht nicht verbrannt wurde, verdankte er nur dem Umstand, daß er bei der Aktion die Hände hochgehalten und seine Haut somit geschützt hatte.
Als wäre es aus glühendem Eisen, so schnell ließ John das Zaumzeug los, und hechtete zur Seite, da die Hufe der Tiere nach ihm zielten.
Haarscharf nur zischten sie an seinem Kopf vorbei.
John verlängerte den Hechtsprung in eine Rolle, kam wieder auf die Füße, da wischte die Schnur heran.
John Sinclair konnte unglaublich schnell reagieren.
Er tauchte weg und warf sich gleichzeitig nach hinten.
Die Schnur klatschte auf seine linke Schulter, riß einen Streifen aus dem Stoff.
Und dann bekam John die Peitschenhiebe.
Er lag im Staub, als das Leder über seinen Körper gezogen wurde.
Vergeblich versuchte der Oberinspektor, den mörderischen Schlägen zu entgehen. Während er sich um die eigene Achse rollte, hörte er das Schreien des Opfers aus der Kutsche. John Sinclair hatte sich die Sache zu einfach vorgestellt und mußte jetzt Lehrgeld bezahlen.
Er wußte nicht, wieviel Hiebe er mitbekommen hatte, als er plötzlich über den Rand des Wegs hinwegrollte und eine kleine Böschung hinunterpurzelte.
Und wieder pfiff das Leder heran, doch diesmal verfing es sich in einem Strauch.

John hörte das wütende Schreien des Gesichtslosen, dann wurde der ganze Strauch mit einem Ruck aus dem Boden gerissen.

John versuchte aus der Gefahrenzone zu kriechen, doch es war nicht mehr nötig.

Der Gesichtslose wendete die Kutsche auf dem schmalen Weg und raste in einem wahren Höllentempo zurück zur Burg.

Auf der Strecke blieb ein geschlagener John Sinclair.

***

Es war wohl der reine Selbsterhaltungstrieb, der John wieder auf die Beine brachte.

An einem Strauch zog er sich hoch. John fühlte sich, als hätte er in flüssiger Lava gebadet. Sein Anzug war zerfetzt. Die Peitschenhiebe hatten ihn durchschnitten wie Papier und auf Johns Haut blutige Streifen hinterlassen. Zum Glück hatte John sein Gesicht schützen können. Es war von keinem Peitschenhieb getroffen worden.

Jeder Atemzug tat dem Geister-Jäger weh. Seine Rippen schmerzten, und der Magen rebellierte. Mühsam kroch Sinclair die kleine Böschung zur Straße hoch.

Dort blieb er wankend stehen. Tief pumpte er die kalte Nachtluft in seine Lungen, und fühlte, daß es ihm langsam besser ging. Er sah an sich herab, und ihm kam der Vergleich mit einer Vogelscheuche in den Sinn.

Zum Glück hatten die Hiebe auf seiner Haut nicht allzu tiefe Wunden hinterlassen. Der Stoff hatte doch manchen Schlag gedämpft. Die Pistole hatte John verloren. Er machte sich auf die Suche und fand sie im Gras am Straßenrand.

John ließ die Waffe in der Halfter verschwinden. Die Kutsche war natürlich längst über alle Berge. John hätte sich gerne noch einmal mit dem unheimlichen Kutscher unterhalten, diesmal jedoch nach seiner Methode. Das Opfer fiel ihm ein – John hatte es nicht gesehen, doch als er an das Schreien dachte, jagte es ihm im Nachhinein noch eine Gänsehaut über den Rücken.

Johns Blick fiel auf die tote Frau. Sie lag in seltsam verrenkter Haltung auf dem Weg.

Der Geister-Jäger ging neben der Leiche in die Knie und beugte sich dicht über sie. Glanzlose Augen starrten ihn an, und auf dem Gesicht lag das Entsetzen wie eingemeißelt. Die Frau mußte schrecklich gelitten haben, bevor ihr der Unheimliche das Genick gebrochen hatte. Deutlich konnte John die Würgemale am Hals erkennen.

Der Oberinspektor kannte die Tote. Es war die Frau, die er nach dem Weg zu Mary O'Shea gefragt hatte. Aber was hatte sie um diese Stunde hier auf dem Weg zu suchen gehabt? Welche Rolle spielte sie in diesem höllischen Drama? Gab es eine Verbindung zwischen ihr

und der geheimnisvollen Teufelskutsche?

Viele Fragen auf einmal, und John nahm sich vor, sie der Reihe nach zu beantworten. Das allerdings später. Erst wollte er sich um das unbekannte Opfer kümmern, das der Gesichtslose mitgenommen hatte. John Sinclair wollte Rockford Castle einen Besuch abstatten.

Doch diesen Vorsatz mußte er vorerst beiseite schieben, denn der Teufel selbst schien in diesem Fall die Karten gemischt zu haben.

John hörte plötzlich laute Stimmen.

Er stand auf und drehte sich um.

Vom Dorf her kamen Menschen den Weg hoch. Sie hielten Fackeln in den Händen und sprachen erregt durcheinander.

Der Oberinspektor ging ihnen einige Schritte entgegen.

Anführer der Truppe war ein Mann mit grauer Schiebermütze. Sein dicker Oberkörper steckte in einem verwaschenen, fleckigen Overall. Als der Mann John sah, blieb er stehen, und sein Gesicht nahm einen abweisenden Ausdruck an.

Hinter ihm waren auch die anderen Leute stehengeblieben. Drohendes Gemurmel klang John Sinclair entgegen.

»Was suchen Sie hier, Mister?« fragte der Mann mit der Schiebermütze, der niemand anderes als Sam Bassum war.

John versuchte zu lächeln. »Das werde ich Ihnen später erklären. Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß…«

Sam Bassum unterbrach John Sinclair mit einer Handbewegung. »Sie müssen höchstens in eine Zelle, Mister. Allein wie Sie aussehen. Was ist hier passiert?«

John brauchte gar keine Antwort zu geben, denn in diesem Augenblick schrie eine Stimme: »Da liegt ja eine Tote!«

Sekundenlang war es still. Dann aber stürzten die Männer vor.

Der Oberinspektor wurde kurzerhand zur Seite gestoßen. Schreie wurden laut, Flüche, und plötzlich fühlte sich John gepackt und in einem mörderischen Griff festgehalten.

»Er ist der Mörder!« jaulte eine überschnappende Stimme.

»Ja, killen wir ihn auch!« schrie ein anderer.

Die Meute stand nur wenige Schritte vor dem Oberinspektor. Der Fackelschein tanzte über verschwitzte, erhitzte Gesichter, die zu Grimassen verzogen waren.

Blanker Haß leuchtete John aus den Augen entgegen. Fäuste wurden geschüttelt. Von einer Sekunde zur anderen war aus friedlichen Bürgern ein lynchwütiger Mob geworden.

Johns Magen zog sich zusammen. Mit allem hatte er gerechnet. Nur nicht mit solch einer Wendung des Falls.

»Laßt mich los!« brüllte er. »Ich habe mit dem Mord nichts zu tun. Ich bin Polizeibeamter!«

Die Männer lachten. Jemand schlug John die Faust in den Magen

»Du Schwein! Eine Frau umzubringen!«

John krümmte sich. Der Schmerz jagte heiße Wogen in ihm hoch. Er wollte etwas sagen, doch seine Stimme erstickte unter einem neuen Fausthieb.

Da griff Sam Bassum ein. »Ruhe!« brüllte er. »Verdammt noch mal, seid doch ruhig!«

Die Männer verstummten.

Bassum hob John Sinclairs Kopf an. Nach wie vor wurde der Oberinspektor von vier Männern festgehalten. Sie mußten Hände wie Schraubstöcke haben.

»Was haben Sie mit dieser Frau zu tun gehabt, und wo ist das Kind?«

John holte tief Luft. »Ich – ich kenne die Frau nicht«, ächzte er. »Ich habe sie gefunden, da war sie schon tot. Aber ich kenne den Mörder.« Im gleichen Augenblick zuckte ein schrecklicher Gedanke in dem Oberinspektor auf. Der Mann hatte etwas von einem Kind gesagt. Sollte vielleicht ein Kind in der Teufelskutsche gewesen sein?

John Sinclair hatte das Gefühl, sein Herz würde stehenbleiben. Ein Kind in den Klauen des Gesichtslosen! Das war schlimmer als.

»Wer ist dieses Kind?« fragte er.

»Die Tote war seine Mutter«, sagte Sam Bassum.

John schluckte. »Dann ist das Kind in der Kutsche«, erwiderte er mit rauher Stimme.

Die Männer schwiegen. Entsetzen breitete sich aus. Unwillkürlich flogen die Blicke der Anwesenden in die Richtung, in der das Schloß lag.

Jemand stöhnte auf.

»Haben Sie gesehen, wie das Kind in die Kutsche gestoßen wurde?« fragte Sam Bassum.

»Nein, ich…«

John verstummte, denn ein Mann kam den Weg hochgelaufen.

Die Männer machten Platz. John hörte Bemerkungen wie: »Wenn er sie sieht, dreht er durch.«

Der Mann, der sich der Gruppe näherte, hatte einen Bürstenhaarschnitt und ein brutales Gesicht. Er sah die Tote und blieb plötzlich stehen wie vor eine Wand gelaufen. Sekundenlang starrte er die Leiche an. Dann wandte er sich langsam um.

»Wer war das Schwein?« fragte er.

John blickte genau in die Augen des Ankömmlings. Es waren eiskalte brutale Mörderaugen.

Ein Yard trennte die beiden Männer. Obwohl sie noch kein Wort miteinander gesprochen hatten, wußte John, daß er einen Todfeind vor sich hatte.

»Du warst es«, sagte der Mann plötzlich.

»Nein!« John Sinclairs Antwort kam klar und deutlich. »Und wenn

diese Männer mich loslassen würden, könnte ich auch den Beweis erbringen.«

»Den brauche ich gar nicht«, erwiderte Leo Lunt, der plötzlich die Chance sah, einen Bullen loszuwerden. Niemand von den Leuten hier wußte, daß sie einen Polizisten in den Klauen hielten. Und hinterher war es dann eben zu spät. Der Tod seiner Komplizin war Lunt im Prinzip egal. Dann konnte er das Lösegeld wenigstens für sich allein behalten.

Bedächtig schüttelte Lunt den Kopf.

Sein Blick glitt über die Männer. Jeden einzelnen sah er an, und er war sich sicher, daß ihm niemand in den Rücken fallen würde.

»Braucht ihr denn noch Beweise?« fragte er.

Die Männer schwiegen.

»Okay, die Antwort reicht mir. Dieses Schwein hat meine Frau umgebracht, und so etwas lasse ich mir nun mal nicht gefallen.«

Lunts rechte Hand verschwand unter dem Jackett.

John Sinclair hielt den Atem an, Er wußte, was dieser Mann plante. Leo Lunt wollte ihn erschießen.

Und John sollte recht behalten.

Als Lunts Hand wieder zum Vorschein kam, hielt sie eine Pistole. Es war eine belgische FN.

John Sinclair starrte auf die Waffe.

Leo Lunt lächelte kalt. Ganz dicht trat er an John Sinclair heran. Dann setzte er dem Oberinspektor die Mündung der Waffe gegen die Stirn.

John verdrehte die Augen. Er sah die Schweißperlen auf der Stirn des Mannes glitzern und roch den schlechten Atem.

Um die beiden herum hatte sich eine fast fühlbare Stille ausgebreitet.

Diese Männer würden Zeuge einer Hinrichtung werden. Es waren normale Menschen, die Mord und Totschlag eigentlich nur aus der Zeitung kannten. Und jetzt sollten sie erleben, wie ein Mann einfach gekillt wurde.

»Wie fühlst du dich, Bulle?« zischte Leo Lunt. Er sprach so leise, daß nur er und John die Worte hören konnten.

»Du weißt also Bescheid?« Der Geister-Jäger bewegte beim Sprechen kaum die Lippen.

»Aber sicher doch, Bulle. Es paßt mir nicht, daß du hier bist. Du versaust mir mein Geschäft.«

»Sag mir wenigstens deinen Namen«, verlangte Jahn mit gepreßter Stimme.

»Leo Lunt, Bulle.« Der Mörder kicherte. »Und jetzt gebe ich dir noch genau einen Atemzug.«

***

Der Schlag kam mit der Wucht eines Dampfhammers. Er traf Lunts Pistolenhand, schleuderte den Arm hoch.

Der Schuß krachte, doch die Kugel fauchte in den Nachthimmel.

Sam Bassum hatte zugeschlagen. »Hier wird niemand erschossen!« brüllte er. »Es steht noch nicht fest, daß dieser Mann Ihre Frau ermordet hat.«

»Du Idiot!« heulte Leo Lunt. Er kreiselte herum und legte auf Sam Bassum an.

Der Automechaniker starrte wie hypnotisiert auf die Waffe.

Da griff John Sinclair ein.

Sein rechtes Bein jagte hoch. Die Fußspitze knallte gegen das Handgelenk des Mörders.

Leo Lunt schrie auf. Die Pistole wurde ihm aus den Fingern geprellt. Im hohen Bogen segelte sie davon.

Lunt verlor sekundenlang den Überblick. Er stand wie ein Denkmal und stierte auf seine rechte Hand.

»Laßt mich los!« schrie John den Männern zu, die ihn festhielten. Die Männer gehorchten automatisch.

John hechtete aus dem Stand.

Wuchtig prallte er gegen den Mörder. Beide Fäuste rammte er in den Leib des Killers.

Lunt gurgelte auf und stürzte. John fiel auf ihn.

Doch Lunt war mit allen Wassern gewaschen. Er hatte im Zuchthaus die bösesten und gemeinsten Tricks gelernt.

Eine Faust zuckte vor. Der Oberinspektor drehte aber im letzten Augenblick den Kopf zur Seite. Die Faust traf seine linke Wange, und John hatte das Gefühl, ihm würden die Zähne aus dem Fleisch gestoßen.

Durch seine Aktion hatte er den Griff gelockert. Leo Lunt gelang es, John das Knie in die Magengrube zu rammen.

Der Geister-Jäger stöhnte auf. Der Schmerz explodierte bis in sein Gehirn hinein, für Sekunden verschwamm alles vor seinen Augen. Instinktiv rollte er sich von Lunt weg.

Mit einem Schrei setzte der Mörder nach. Seine Pranke krallte sich in Johns Hemd fest. Lunt riß den Oberinspektor ein Stück hoch, holte mit der anderen Hand aus, um John die Faust in das Gesicht zu schmettern.

Doch Sinclair war wieder voll da. Er duckte sich.

Die Faust rasierte seine Schulter.

Leo wurde nach vorn geworfen, kam aus dem Gleichgewicht.

John packte Lunts Hüfte, riß den Mörder herum und warf ihn die kleine Böschung hinunter.

Augenblicklich hetzte John hinterher.

Lunt hatte sich in den Zweigen eines Strauches verfangen. Mühsam

versuchte er, sich daraus zu befreien. Er bewegte die Arme wie ein Taucher, der auf die Oberfläche des Wassers schnellen will.

John Sinclair schlug gezielt zu. Es war ein Schlag, den man genau dosieren mußte.

Der Geister-Jäger beherrschte diese Kunst.

Leo Lunt zuckte noch einmal und blieb dann mit verdrehten Augen liegen.

Keuchend und ausgepumpt kniete John Sinclair neben ihm. Obwohl der Kampf nur knapp eine Minute gedauert hatte, hatte er John doch alles abverlangt.

Der Oberinspektor drehte den Kopf.

Am Wegrand standen die Männer. Noch immer brannten die Fackeln, und das zuckende Licht tanzte über den Oberinspektor und seinen bewußtlosen Gegner.

»Holt ihn hoch«, sagte John Sinclair. »Und fesselt ihn, er ist wahrscheinlich ein Verbrecher.«

Vier Männer schleiften den bewußtlosen Leo Lunt auf die Straße. Sam Bassum streckte John die Hand entgegen und half ihm hoch.

»Da hätten wir wohl bald einen Fehler gemacht«, sagte Bassum verlegen und nannte seinen Namen.

John nickte. »Das stimmt. Hier, sehen Sie.« John griff in die Tasche und präsentierte seinen Ausweis. »Ich bin Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard.«

Betretenes Schweigen folgte seinen Worten. Sam Bassum fing sich als erster. »Ich glaube, ich spreche für alle, wenn ich mich hier bei Ihnen entschuldige, Herr Oberinspektor. Aber warum haben Sie uns nichts von Ihrer Ankunft mitgeteilt?«

»Ich bin ja erst vor einigen Stunden eingetroffen. Ein Mitbürger hatte einen Brief an mich geschrieben. Mike O'Shea bat mich um Hilfe.«

Sam Bassum senkte den Kopf. »Wir – Wir haben Mike schon seit fünf Tagen nicht mehr gesehen.«

»Ich weiß. Ich habe ja mit seiner Frau gesprochen. Wahrscheinlich hat sich Mike O'Shea für euch geopfert. Er ist freiwillig in die Teufelskutsche gestiegen, um dem Spuk ein Ende zu bereiten. Bestimmt ist er nicht mehr am Leben.«

Die übrigen Männer hatten einen Kreis um Sam Bassum und John Sinclair gebildet. Leo Lunt war noch immer bewußtlos und mit seinem eigenen, in Streifen gerissenen Hemd gefesselt worden.

Sam Bassum schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Mary hat uns doch gesagt…«

»Sollte sie zugeben, daß ihr Mann sich für alle geopfert hat? Für ein ganzes Dorf, das leider nur von Feiglingen bewohnt wird.«

Johns Worte trafen die Männer wie Nadelstiche.

»Aber was hätten wir machen sollen?« begehrte Sam Bassum auf.

»Wenigstens der Polizei Bescheid sagen. Schließlich sind sechs eurer Mitbürger nicht mehr am Leben. Aber das müßt ihr mit eurem Gewissen selbst ausmachen. Für mich geht es jetzt um dringendere Probleme. Wer sind diese Fremden, und wie kamen sie in das Dorf?«

»Wir wissen auch nur, daß sie Lunt heißen. Sie kamen wegen einer Autopanne in das Dorf. Der Wagen steht noch bei mir. Ich hätte ihn morgen repariert. Das heißt heute, wir haben ja schon nach Mitternacht.« Sam Bassum hob die Schultern. »Ganz astrein sind sie uns ja auch nicht vorgekommen. Vor allen Dingen hat mein Gehilfe Verdacht geschöpft. Er wunderte sich, daß der Kofferraum abgeschlossen war. Mein Gehilfe ist sehr neugierig, wissen Sie. Er hatte den Kofferraum heimlich geknackt und eine Leiche gefunden.«

»Was?«

»Ja, Herr Oberinspektor. Da lag ein Toter im Kofferraum.« Sam Bassum wischte sich über die Stirn.

»Das sind ja immer neue Sachen«, wunderte sich John. »Und was haben Sie danach gemacht?«

»Wir haben Mister Lunt zur Rede gestellt. Er aber behauptete, von einer Leiche nichts zu wissen. Wir sind dann gemeinsam mit den Männern hier zu dem Volvo gegangen – und die Leiche war tatsächlich verschwunden.«

»Wie war das möglich?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht hat der Mörder auch Lunte gerochen und den Toten in der Zwischenzeit weggeschafft. Wir haben natürlich dumm aus der Wäsche geguckt. Und dann stellte sich anschließend heraus, daß das Kind und die Frau verschwunden waren. Wir haben uns sofort auf die Suche gemacht und Sie hier gefunden, Herr Oberinspektor, mit der toten Frau.«

John Sinclair mußte diese Worte erst verdauen. Aber er sah immer noch nicht klar. Er glaubte nicht, daß Lunt mit der Toten verheiratet gewesen war. Aber woher war das Kind gekommen? Und weshalb hatte das Paar einen Toten im Kofferraum? John begnügte sich vorerst mit der Erklärung, daß hier zwei verschiedene Fälle parallel gelaufen und sich plötzlich überschnitten hatten. Doch für ihn ging es in erster Linie um die Teufelskutsche und damit um das Kind.

»Ich habe die Kutsche gesehen«, sagte John Sinclair. »Sie ist wieder zurück zur Burg gefahren. Doch der Gesichtslose hat ein Opfer bekommen.«

Sam Bassum schluckte. »Sie – Sie meinen das Kind?«

»Ja.«

»Mein Gott. Aber – was machen wir denn jetzt?«

»Sie machen nichts. Ich werde versuchen, das Kind aus den Klauen des Teufels zu befreien. Falls das noch möglich ist«, schränkte John Sinclair ein und spürte, wie sich ein bitteres Gefühl in ihm

breitmachte.

***

Alice Paine hatte Angst!

Das Mädchen zitterte am gesamten Körper. Es hockte ganz in die Ecke gepreßt auf der Bank, hatte die Hände zu Fäusten geballt und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Finsternis.

Nicht ein Lichtstrahl drang in das Innere der Kutsche. Die Fenster waren durch schwarze Vorhänge verdeckt, und Alice hatte nicht gewagt, sie wegzuziehen.

Das Kind hörte das Hämmern ihres eigenen Herzens. Wo die Frau sie geschlagen hatte, brannte die Wange. Längst hatte Alice aufgehört zu weinen. Sie hatte einfach keine Tränen mehr.

Und dann dieser Geruch, der wie ein lastender Druck über der Kutsche lag. Zuerst hatte Alices Magen dagegen revoltiert, jetzt aber hatte sie sich an die Mischung aus Moder und Verwesung gewöhnt.

Die Pferde jagten mit einem Höllentempo über den Weg. Die eisenbeschlagenen Räder der Kutsche sprangen über Unebenheiten und Steine und rüttelten das Gefährt bis in die letzten Federn durch.

Alice hatte inzwischen einen Haltegriff gefunden, an dem sie sich mit der rechten Hand festklammerte.

Die Pferde jagten in eine Kurve, und die Fliehkraft preßte Alice zur Seite. Sie war so stark, daß es dem Mädchen nicht mehr gelang, den Haltegriff weiter festzuhalten.

Alice Paine rollte über den Sitz und fiel auf den Boden zwischen den beiden Sitzbänken.

Dort blieb das Mädchen liegen.

Alice preßte den Kopf in ihre angewinkelten Arme. Sie wollte nichts sehen und nichts hören. Es war eine instinktive Schutzgeste, die Alice gesucht hatte, und in der sie stundenlang liegenbleiben konnte.

Sie hörte nicht mehr das Lachen des Kutschers und das Knallen der Peitsche. Sie kam erst wieder aus ihrer Stellung hoch, als die Kutsche stand.

Alice lauschte.

Alles war still.

Waren sie am Ziel?

Vorsichtig stützte sich das Mädchen an der Sitzbank hoch, ging zum Fenster und liftete ein Stück des schwarzen Vorhangs.

Angestrengt sah Alice nach draußen.

Viel konnte sie nicht erkennen. Aber immerhin soviel, daß sich die Kutsche auf einem Hof befinden mußte, der von dicken Mauern umgeben war und auf dem das Mondlicht wie ein silberner Schleier lag.

Alice war ein intelligentes Mädchen. Sie erinnerte sich daran, daß sie

im Geschichtsunterricht schon einmal etwas über die Burgen des Mittelalters gehört hatten. Und diese hier sah so ähnlich aus, wie die auf den Zeichnungen und Bildern in ihren Büchern.

Alice wußte aber auch über Verliese und Folterkammern etwas, und sie verdrängte den Gedanken so schnell es ging wieder aus ihrem Gedächtnis.

Alice hörte einen dumpfen Aufprall, und dann tauchte eine Gestalt vor dem Fenster der Kutsche auf.

Der Türriegel wurde bewegt.

Instinktiv zog sich Alice zurück. Angst flackerte in ihren Augen auf.

Dann wurde die Tür aufgezogen.

Alice starrte den Gesichtslosen an.

Ein höhnisches Lachen drang unter der Kapuze hervor. Der Gesichtslose streckte den Arm aus und versuchte Alice zu packen.

»Nein!« Alice preßte sich gegen die gegenüberliegende Tür der Kutsche und hob abwehrend die Arme.

Der Gesichtslose zischte einen Fluch. »Es kann dir sowieso keiner mehr helfen. Oder muß ich erst die Peitsche holen?«

»Nein, nicht die Peitsche«, flüsterte Alice tränenerstickt und kam einen Schritt vor.

Der Gesichtslose packte zu. Es war ein harter Griff, der Alice wehtat.

Das Mädchen stolperte aus der Kutsche, sprang auf den Burghof und wäre fast gefallen, wenn der Gesichtslose sie nicht festgehalten hätte.

Dicht vor sich sah Alice die Mauern des Hauptturms in den Himmel ragen. Eine außen angebaute Steintreppe ohne Geländer führte an der Mauer entlang nach oben, machte einen rechtwinkligen Knick und endete vor einer Holztür.

Der Gesichtslose zog Alice die Stufen hoch. Sie waren steil und ausgetreten. Einmal stieß sich das Kind schmerzhaft sein Schienbein, und der stechende Schmerz trieb Alice die Tränen in die Augen.

Vor der Tür blieb der Gesichtslose stehen. Unter seinem Umhang holte er eine Art Schlüssel hervor. Er steckte das gebogene Metall in das dafür an der Tür vorgesehene Loch.

Eine kurze Drehbewegung und die Tür schwang auf.

Ein finsterer Gang gähnte Alice entgegen.

»Da hinein«, sagte der Gesichtslose.

Alice zögerte. Sie hatte Angst und fröstelte vor der Kühle, die aus dem Gang hochwehte.

Der Gesichtslose packte Alice an der Schulter und stieß sie in den Turm.

Alice prallte gegen eine Wand und blieb ängstlich stehen. Der Gesichtslose stand noch in der Türöffnung, seine Gestalt zeichnete sich deutlich auf der Schwelle ab.

Ein Gedanke zuckte in Alice auf. Wenn sie jetzt vorrannte, den

Unheimlichen einfach die Treppe hinunterstieß und dann weglief, war vielleicht alles gerettet.

Zu spät.

Der Gesichtslose hatte die Tür schon geschlossen.

Dann flammte ein Zündholz auf, brannte nach einigen Sekunden ruhig und wurde an eine vorbereitete Pechfackel gehalten.

Das Pech fing Feuer und begann zu stinken.

Der Gesichtslose nahm die Fackel aus der Halterung und reichte sie Alice Paine.

Das Mädchen hielt den Arm mit der Fackel ausgestreckt. Der tanzende Lichtschein riß eine Steintreppe aus der Dunkelheit, die nach unten in die Tiefe führte.

In gewissen Abständen befanden sich eiserne Halter an den Wänden. Die Halter waren gleichfalls mit Fackeln bestückt.

»Die Treppe runter!« befahl der Gesichtslose.

Alices Lippen zitterten, als sie fragte: »Wo sind wir hier?«

Der Gesichtslose lachte. »Im Hauptturm der Burg. Darunter befindet sich das Verlies, und dort lebt der Kelem, dessen Opfer du sein wirst.«

Alice erschauderte. »Wer ist der Kelem?«

»Du wirst ihn noch früh genug kennenlernen«, erwiderte der Gesichtslose und kicherte diabolisch.

Alice Paine stieg vorsichtig die Stufen hinunter. Sie waren glitschig – die Feuchtigkeit hatte einen Film gebildet. In den Mauern waren fingerdicke Risse, und Alice sah mancherlei Getier in den Spalten verschwinden.

Sie ekelte sich nicht einmal mehr davor. Sonst hatte sie immer beim Anblick einer Spinne Zeter und Mordio geschrien, aber jetzt war alles anders. Da kamen ihr die Tiere sogar wie Freunde vor. Freunde aus einer Welt, die sie hinter sich gelassen hatte.

»Muß ich sterben?« fragte das Mädchen plötzlich.

Der Gesichtslose wurde von der Frage überrascht, denn es dauerte einige Sekunden bis er antwortete.

Dann sagte er: »Ja, du mußt sterben.«

Alice weinte nicht. Sie erwiderte nur mit leiser Stimme: »Dann muß ich noch beten. Mein Dad hat immer gesagt…«

»Hör auf damit!« kreischte der Gesichtslose. »Nimm dieses Wort nie mehr in den Mund!«

Der Gesichtslose war – wie alle Dämonen – allergisch gegen Worte, die in einem Zusammenhang mit den Mächten des Guten standen. Diese Begriffe bereiteten ihm körperliche Schmerzen.

Immer tiefer ging es in den Berg hinein, auf dem die Burg gebaut worden war.

Die Treppe war gerade, wie mit einem Lineal gezogen. Und je tiefer sie kamen, um so schlechter wurde die Luft. Sie war kaum noch zu

atmen und mit einem Geruch geschwängert, den Alice schon aus der Kutsche kannte.

Dann lagen die letzten Stufen vor dem Mädchen. Sie mündeten in ein Verlies, das so groß war, daß das Licht der Fackel nicht ausreichte, um es zu erhellen.

Alice ging einige Schritte in das Verlies hinein.

Und dann blieb sie abrupt stehen.

Kreisförmig zueinander standen sieben offene Steinsärge. Sechs Särge waren belegt. Der siebte war frei.

Das Grauen streifte das neunjährige Mädchen wie ein kalter Hauch. Mit kaum zu verstehender Stimme fragte Alice Paine: »Weshalb ist der eine Sarg leer?«

Hinter ihr war der Gesichtslose stehengeblieben. »Dieser Sarg ist für dich«, erwiderte er…

***

»He, Bulle!«

John, der gerade dabei war, seine Waffe zu überprüfen, wandte den Kopf.

Leo Lunt lag auf dem Boden, hatte die gefesselten Hände erhoben und lachte. Er hatte die letzten Worte des Oberinspektors gehört. »Du brauchst dir keine Mühe zu geben, Bulle, die Göre kriegst du sowieso nicht mehr lebend.«

Johns Gesicht wurde hart. Er stieß die Waffe zurück in die Halfter und war mit drei schnellen Schritten neben dem Gangster. »Noch eine Bemerkung, und ich vergesse mich!«

Lunt schwieg erschrocken. Doch nur für wenige Sekunden, dann zeichnete wieder ein herausforderndes Grinsen sein Gesicht. »Ich mache dir einen Vorschlag, Bulle. Ich habe nichts mehr zu verlieren. Mein Job ist geplatzt. Nimm mich mit. Ich helfe dir. Vier Hände sind besser als zwei. Außerdem hätte ich mit diesem komischen Typ auch noch ein Hühnchen zu rupfen. Schließlich hat er meinen Kompagnon umgelegt.«

John Sinclair schüttelte entschieden den Kopf. »Keine Geschäfte, Lunt.«

»Schade.« Der Gangster grinste. »Ich hätte in diesem Fall sogar einem Bullen geholfen.«

Die übrigen Männer hatten sich um John Sinclair und Leo Lunt geschart. Sam Bassum hatte sich die Waffe des Schießers angeeignet. Der Automechaniker deutete mit der Mündung auf den am Boden liegenden Leo. »Was haben Sie mit der Leiche gemacht?« fragte er.

Lunt lachte. »Okay, ich kann’s ja zugeben. Ich habe sie aus dem Kofferraum geholt und sie hier irgendwo verscharrt. Wenn ihr richtig sucht, werdet ihr sie bestimmt finden.«

»Und wer war der Tote?« wollte John wissen.
»Ich kenne noch nicht einmal seinen Namen. Oder vielmehr nur den Vornamen. Jim wurde der Knabe genannt, und er war als Leibwächter bei Horace Paine angestellt.«
»Dem Bergwerkskönig?«
»Richtig. Bulle, du hast es erfaßt. Und die Göre ist die Tochter von dem alten Paine. Cora und ich, wir haben sie uns geschnappt, als sie mit ihrem Gorilla aus der Schule kam. Ich habe den guten Jim gekillt, ihn in den Kofferraum gepackt und Cora hat sich mit der Kleinen beschäftigt. Wir wollten den Toten unterwegs irgendwo loswerden, und dann streikte der verdammte Wagen. Wir sind mit Mühe und Not hier in diesem Kaff gelandet, das andere kennen Sie ja. Solch ein Mist, und dabei wollte der alte Paine zahlen. Zweihunderttausend Pfund. Ein Vermögen, damit hätte ich mich zur Ruhe setzen müssen, aber diese blöden Bauern hier haben alles kaputtgemacht.«
Die Männer nahmen eine drohende Haltung gegen den Mörder ein, und John hatte Mühe, die Leute zu beruhigen.
»Also, was ist nun, Bulle. Nehmen Sie mich mit?«
»Nein!«
Der Mörder fluchte.
John Sinclair wandte sich ab und zog Sam Bassum ein Stück zur Seite. »Wie weit ist es bis zu dem Schloß?«
Bassum wiegte den Kopf. »Nicht ganz drei Meilen.«
»Eine ziemliche Strecke. Kann man mit dem Wagen dorthin fahren?«
»Das müßte gehen. Aber wollen Sie wirklich allein gegen die Höllenmächte kämpfen? Das Mädchen ist nicht mehr zu retten. Sie müssen sich damit abfinden. Die anderen sind stärker.«
»Das, mein lieber Mister Bassum, steht noch längst nicht fest. Sollte sich das Kind tatsächlich nicht mehr retten können, werde ich jedoch den Mächten des Bösen eine Niederlage bereiten. Ich habe in meinem Beruf gelernt, nie aufzugeben, und wenn die Chance auch noch so klein ist. Sie wissen ja, was Sie zu tun haben. Kümmern Sie sich um den Mörder, und schaffen Sie die Tote weg. Außerdem muß noch mach der Leiche des Leibwächters gesucht werden. Kann ich mich da fest auf Sie verlassen, Mister Bassum?«
»Sie können, Herr Oberinspektor.« Bassum senkte verlegen den Kopf. »Und das von vorhin, ich meine, als wir Sie…«
John lächelte schmal. »Schon vergessen.«
Der Geister-Jäger nickte dem Mann noch einmal zu, drehte sich um und lief dann mit schnellen Schritten den Weg hinunter ins Dorf.
Als er den Bentley aufschloß, kam Mary O’Shea aus dem Haus. »Was ist geschehen, Herr Oberinspektor?«
John zog die Tür auf. »Das erzähle ich ihnen später. Bleiben Sie in Ihrer Wohnung.«

Mary O'Shea schüttelte verständnislos den Kopf. »So etwas habe ich noch nie erlebt. Das Dorf ist in heller Aufregung. Sie sehen es ja selbst.«

John nickte. Er hatte die Unruhe tatsächlich bemerkt. Hinter den meisten Fenstern brannte Licht. Einige Bewohner standen auf der Straße und redeten erregt. In solch einem Ort sprach sich schnell etwas herum, und auch der Aufbruch der Männer war nicht unbemerkt geblieben.

John setzte sich hinter das Lenkrad, startete, wendete den Wagen und fuhr aus dem Dorf.

Die beiden Scheinwerfer des Wagens stachen helle Lichtbahnen in die Nacht.

Es war wie so oft in John Sinclairs Leben. Ein Mann war allein unterwegs, um den Terror der Dämonen zu brechen…

***

Alice Paine begann plötzlich am ganzen Körper zu beben. Die Angst war übermächtig in dem Kind geworden. Alice wurde hier mit Dingen konfrontiert, die sie sich in ihrer kühnsten Phantasie nicht vorgestellt hatte, die selbst bei einem Erwachsenen einen Nervenschock ausgelöst hätten.

Die Fackel entfiel den zitternden Fingern des Mädchens und brannte auf dem Steinboden weiter.

Auf dem Absatz warf sich Alice herum, prallte gegen den Gesichtslosen und schrie: »Nein! Ich will da nicht hinein! Ich will nicht sterben! Ich will nicht! Ich will nicht!« Verzweifelt trommelte sie mit ihren kleinen Fäusten gegen den Körper des Gesichtslosen, bis eine kalte Hand ihren Schrei erstickte.

Der Gesichtslose schüttelte das Kind durch. »Bist du verrückt!« schrie er. »Du gehörst dem Kelem, du kannst ihm nicht entgehen! Hast du verstanden?«

Alice hatte sich wieder beruhigt. Ihr Schreien war in ein trockenes Schluchzen übergegangen.

Mitleidslos stieß der Gesichtslose den schmalen Mädchenkörper von sich.

»Hör auf!« zischte der Unheimliche. »Sei froh, daß du in das Reich der Finsternis eingehen darfst. Es ist eine große Sache, für den Kelem zu sterben. Sieh dort die Tür.« Der Gesichtslose streckte den Arm zur Seite und deutete auf eine Holztür, die in ein anderes Verlies führte. »Dort wartet der Kelem auf dich. Er lechzt nach deiner Lebenskraft, und du wirst sie ihm geben.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Ich will aber nicht sterben«, schluchzte es unter Tränen. »Ich will nicht!«

Der Gesichtslose packte das Kind und drehte seinen Kopf so, daß

Alice in einen offenen Steinsarg blicken konnte. Es war der erste in der Reihe.

Eine Frau lag darin. Sie lag auf dem Rücken und hatte die Arme über der Brust verschränkt. Selbst im Licht der Fackel konnte man erkennen, wie bleich ihr Gesicht war. Die Tote hatte die Lippen halb geöffnet. Sie gaben eine Reihe weißer Zähne frei.

Alice Paine starrte die Leiche an. Sie sah zum erstenmal in ihrem Leben eine Tote. Sie kannte den Anblick nur aus Erzählungen, hatte sich aber immer davor gefürchtet. Doch nun wunderte sie sich, wie friedlich diese Tote dort lag.

Der Gesichtslose ging weiter.

Jede Leiche mußte sich das Kind ansehen. Alice Paine wurde abgestumpft. Sie sah zwar die Toten, doch der Anblick prägte sich nicht mehr in ihr Gedächtnis ein. Es hatte sich eine Art natürliche Schutzbarriere gebildet und das war gut so.

Alice ging wie eine Marionette, die am Faden ihres Vorführers hing.

Im letzten Sarg lag Mike O'Shea. Sein Gesicht war eine Grimasse des Grauens. Er hatte in den letzten Sekunden seines Lebens all den Schrecken und das Grauen kennengelernt, das Alice Paine noch vor sich hatte.

Dann blieb sie vor dem für sie reservierten Sarg stehen.

Er war genauso groß wie die anderen und ebenfalls aus Stein. Es gab kein Kissen, kein Leichentuch – nichts. Nur die Kälte des Todes strahlte aus diesem schrecklichen Sarg.

Alices Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch, doch es kam kein Laut aus ihrem Mund.

»Nun, hast du genug gesehen?« ertönte hinter ihr die Stimme des Gesichtslosen.

Alice Paine gab keine Antwort. Sie stand stur auf dem Fleck und starrte in den für sie vorgesehenen Sarg.

Der Gesichtslose beugte sich vor. »Ich werde dich jetzt allein lassen«, sagte er. »Der Kelem wird bald kommen und dich holen. Nutze die Zeit, die dir noch bleibt.«

Alice hörte die Worte zwar, verstand sie aber nicht.

Unhörbar zog sich der Gesichtslose zurück, öffnete die Tür und verschwand.

Dumpf fiel sie wieder ins Schloß.

Alice Paine war allein. Allein mit sechs Toten…

***

Nicht ein Laut unterbrach die Stille in dem makabren Verlies. Immer noch stand das Kind unbeweglich auf dem Fleck. Die Fackel lag am Boden und brannte weiter. Ihr Schein geisterte über die Wände und übergoß auch das starre schreckensbleiche Gesicht des Kindes mit

einem rötlichen Schimmer.

Die Zeit verging.

Und plötzlich vernahm Alice Paine ein grauenvolles Stöhnen.

Die Haltung des Mädchens spannte sich.

Das Stöhnen war nicht aus diesem Verlies gekommen, nein, es mußte hinter der Tür gewesen sein, die zum Reich des Kelems führte.

War es jetzt soweit? Kam der Kelem jetzt, um sie zu holen?

Alice Paine starrte auf das Holz der Tür. Überlaut schlug ihr kleines Herz. Das blonde Haar klebte ihr in der Stirn. Ihr Gesicht war tränenfeucht.

Eine Spinne krabbelte über den Boden. Ihre dünnen Beine bewegten sich schnell, und Alice hatte das Gefühl, als hätte auch die Spinne Angst vor dem Kelem.

Das Tier verschwand im Spalt einer Mauerritze. Alice Paine wünschte sich, auch eine Spinne zu sein, dann wären ihre Fluchtchancen größer gewesen.

Wieder hörte sie das Stöhnen. Diesmal lauter, gefährlicher…

Wer war dieser Kelem? Wer verbarg sich hinter dem Namen?

Etwas polterte gegen die Tür.

Alice Paine schrak zusammen. Wie hypnotisiert hing ihr Blick an der nach oben spitz zulaufenden Tür.

Und dann bewegte sich die schwere Klinke langsam nach unten.

Alice schrie unterdrückt auf, hielt in der nächsten Sekunde den Atem an.

Knarrend wurde die Tür aufgezogen. Das Geräusch drang dem Mädchen durch Mark und Bein.

Alice hatte die Hände zu Fäusten geballt. Sie konnte ihren Blick nicht von der Tür wenden.

Und dann sah sie plötzlich eine Knochenhand aus dem Spalt auftauchen.

Jetzt gab es keine Rettung mehr für sie.

Der Kelem kam, um sich auch das letzte Opfer zu holen…

***

Plötzlich ging es nicht mehr weiter!

Es gab zwar noch den Weg, doch er war mit Steinen und Geröll übersät, so daß John um den Unterbau seines Wagens fürchtete.

Der Oberinspektor lenkte den Bentley an den Wegrand und stieg aus.

Sekundenlang ließ er die nächtliche Atmosphäre auf sich einwirken. Fast greifbar nahe türmten sich die dicken Mauern der Burg in den Nachthimmel. Geschützt wurde die Burg von einem Graben, der sich um das gesamte Gemäuer zog. Eine heruntergelassene Zugbrücke verband die Zugangsstraße mit der Burg.

John ging bis dicht an den Rand des Grabens und warf einen Blick in

die Tiefe.

Dunkelheit gähnte ihm entgegen. Der Oberinspektor nahm einen Stein und warf ihn hinunter.

Er hörte keinen Aufschlag.

Der Graben mußte eine höllische Tiefe haben. Wer da hineinfiel, von dem blieb so gut wie nichts übrig.

John trat von der gefährlichen Stelle zurück und näherte sich der herabgelassenen Zugbrücke. Sie sicherte das Burgtor und wurde von zwei Ketten gehalten, die über dem Tor in Schießscharten verschwanden, in denen dann auch die Aufrollwinden steckten. Die Bohlen der Brücke waren aus stabilem Holz und lagen eng nebeneinander. Die kleinen Räume zwischen den einzelnen Bohlen hatte man mit Pech verdichtet. Die Brücke würde auch die nächsten Jahrhunderte noch überdauern.

John Sinclair überprüfte seine Ausrüstung. Er hatte einige Dinge mitgenommen, die für eine Dämonenbekämpfung unentbehrlich waren. Zum Beispiel die mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole, dann die magische Kreide, mit deren Hilfe man einen Dämon einkreisen und somit hilflos machen konnte, und John hatte auch nicht den silbernen Dolch, mit dem Griff in Form eines stilisierten Kreuzes vergessen. Diese Waffe hatte ihm schon auf der Drachenburg einen großen Dienst erwiesen.

Dank seiner ausgezeichneten Konstitution hatte John Sinclair die Peitschenhiebe gut verdaut. Er sah zwar noch aus wie ein Landstreicher, aber das kümmerte ihn nicht.

Die Burg lag ziemlich hoch, und es wehte ein kühler Wind, der säuselnd um das alte Gemäuer strich. John Sinclair fragte sich immer wieder, welch ein Motiv hinter den Entführungen stecken mochte. War es nur die reine Lust auf menschliches Leben – was bei Dämonen oft vorkam – oder hatten die Mächte der Finsternis etwas anderes mit den Menschen vor?

Diese Frage hoffte John beantwortet zu bekommen.

Bis jetzt schien seine Ankunft noch nicht bemerkt worden zu sein. Vorsichtig betrat er die Zugbrücke. John trug Schuhe mit Gummisohlen, so daß seine Schritte nicht zu hören waren.

Die Brücke schwankte keinen Zentimeter, als der Geister-Jäger über die Bohlen schritt. Als John mit der Hand über die Haltekette strich, spürte er den dicken Rost auf der Innenfläche.

Wachsam näherte sich John Sinclair dem Burgtor. Es hatte ein spitzgiebliges Dach, und darunter befanden sich einige Schießscharten. John schritt durch das Tor und sah auf halber Höhe das hochgezogene Fallgitter mit den unten zugespitzten Eisenstäben.

Er ging schneller, hatte das Tor passiert und stand auf dem Burghof.

Der Mond gab genügend Licht, um auch Einzelheiten erkennen zu

können.
Wie ein übergroßer Bleistift ragte der Wachturm in die Höhe. Er wurde eingekreist von der Mauer, dem Frauenhaus, der Palast und den Wirtschaftsgebäuden.
Und mitten auf dem Hof stand die Kutsche.
John blieb stehen, als er die glühenden Augen der Pferde sah. Sie starrten ihn an, schienen ihn durchbohren zu wollen. John wußte, daß diese Tiere nur durch die Hilfe der Schwarzen Magie lebten, er wollte aber die Probe aufs Exempel machen.
Der Geister-Jäger zog seinen geweihten Dolch aus der Scheide. Das Silber lag warm und beruhigend in seiner Hand.
Die Pferde verfolgten jeden seiner Schritte. Sie mußten John als Eindringling betrachten.
Zornig warfen sie die Köpfe hoch, und plötzlich sprühte Feuer und Rauch aus ihren Mäulern.
John wich dem Höllenfeuer aus und preßte den geweihten Dolch gegen die Flanke des rechten Tieres.
Ein schmerzvolles gepeinigtes Wiehern stieg in den Nachthimmel. Das Pferd bäumte sich auf, stieg mit den Vorderbeinen hoch und brach dann wie vom Blitz getroffen zusammen.
Innerhalb von Sekunden zerfiel es zu Staub.
Das andere Tier drehte durch. Es schoß plötzlich los, von wilder Panik erfüllt, verfehlte jedoch das Burgtor und prallte gegen die Mauer.
Das Pferd hatte schon soviel Schwung gehabt, daß es von der noch in Fahrt befindlichen und nach vorn gestoßenen Kutsche überrollt wurde.
John Sinclair rannte los und preßte die flache Scheide seines geweihten Dolches gegen den Körper des Tieres.
Auch dieses Tier zerfiel innerhalb kurzer Zeit zu Staub.
Die Kutsche hatte den Aufprall ebenfalls nicht überstanden. Sie war zusammengestaucht wie ein Auto in der Presse. Die beiden Vorderräder waren abgebrochen, die Türen aufgesprungen und die rechte davon aus den Angeln gefallen. Der kastenförmige Aufbau war zersplittert, als hätte er nur aus Streichhölzern bestanden.
Einen Teilsieg hatte John Sinclair errungen. Zufrieden betrachtete er die Trümmer der Kutsche.
Aber wo befand sich der Gesichtslose? Die Peitsche hatte er nicht mehr. Sie steckte in der Halterung des Kutschbocks. John wollte sie erst an sich nehmen, doch dann ließ er es bleiben. Sie wäre ihm nur hinderlich gewesen, und so gut, daß er sie hätte als Waffe einsetzen können, beherrschte er sie auch nicht.
Jetzt galt es, den Gesichtslosen und das entführte Kind zu finden. Aber wo konnte er sich mit seinem Opfer versteckt haben? John

Sinclair stand mitten auf dem Burghof und blickte sich um. Nicht hinter einem Fenster oder einer Schießscharte brannte licht. Alles war dunkel, nur der Mond spendete etwas Licht. Natürlich kam John der Gedanke an Verliese und Folterkeller. Bessere Verstecke gab es auf diesen Burgen gar nicht.

Zwangsläufig hatte sich John Sinclair mit dem Aufbau von Burgen und Schlössern beschäftigen müssen, und meistens befanden sich die Verliese unter dem Wachturm.

So konnte es auch hier sein.

Eine Steintreppe erstreckte sich außen an der Mauer entlang und dann im rechten Winkel weiter zu einer Tür, die in das Innere des Wachturms führte.

Johns Gedanken stockten plötzlich.

Die Tür wurde aufgezogen.

Blitzschnell huschte der Oberinspektor in den toten Winkel hinter der Treppe.

John hielt den Atem an, als er über sich einen Schatten wahrnahm.

Der Gesichtslose.

Lautlos stieg er die Stufen der Treppe hinab, blieb unten auf dem Burghof abrupt stehen und stieß einen Wutschrei aus.

John hatte sich, vorgebeugt, um besser sehen zu können. Jetzt verließ er seine Deckung und stand im Rücken des Gesichtslosen, dessen »Blick« auf die zerstörte Kutsche gerichtet war.

Noch hatte der Unheimliche John Sinclair nicht bemerkt.

Der Oberinspektor zog seine Pistole. Nur fünf Schritte trennten ihn von dem Gesichtslosen.

»Der Anblick ist dir wohl ganz schön in die Knochen gefahren, was?« sagte John so laut, daß der Gesichtslose es gerade noch verstehen konnte.

Der Unheimliche wirbelte herum.

John ließ ihn genau in die Mündung der Waffe blicken.

»Wo ist das Kind?«

Sekundenlang war der Gesichtslose überrascht, doch dann drang ein heiseres Lachen aus der dunklen Höhle unter der Kapuze.

»Du wirst es nicht mehr retten können! Der Kelem hat es sich geholt!«

Der Kelem? John Sinclair überlegte blitzschnell. Er hatte den Namen noch nie gehört. Aber das mußte nichts bedeuten. Es gab im Bereich der Dämonen immer wieder Mächtige, die versuchten, sich die Menschen zu Diensten zu machen. Und so mußte es auch hier sein.

»Wer ist der Kelem?«

»Ein Größerer als du«, erwiderte der Gesichtslose. »Er steht vor dir und doch wieder nicht. Er lebt in den Verliesen der Burg und ist doch gleichzeitig draußen. Der Kelem und ich sind ein- und dieselbe Person,

obwohl wir vor Urzeiten getrennt wurden. Eine Strafe aus unserer eigenen Dämonenfamilie hat uns getroffen. Jahrtausende lebten wir in zweierlei Gestalt, doch nun ist die Strafe vorbei und wir können wieder vereint werden, aber nur unter der Bedingung, daß wir die Lebenskraft von sieben unschuldigen Menschen zu uns nehmen. Es gibt uns die Kraft wieder eins zu werden und so zu leben, wie es die Gesetze der Schwarzen Magie vorschreiben. Ich bin ein Teil des Kelems, der Geist gewissermaßen. Ich konnte mich frei bewegen, doch der andere, der Hauptkörper, lebt tief unter der Erde, im Verlies des Schreckens. Dort wo auch seine Opfer aufgebahrt worden sind. Es gibt niemanden auf der Erde, der uns besiegen kann, und auch du nicht, wer du auch bist.«

»Das steht noch nicht fest«, sagte John. »Meine Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen, die auch deinem unseligen Leben ein Ende setzen werden.«

Der Gesichtslose lachte wieder. »Du Narr, so kannst du den Kelem nicht besiegen. Versuche es nur. Schieß auf mich!«

Da drückte John ab.

Die Silberkugel flirrte aus dem Lauf, doch sie fegte durch den Gesichtslosen hindurch, als wäre er gar nicht vorhanden.

Noch einmal schoß John. Und wieder geschah das gleiche.

»Du vergeudest deine Munition«, sagte der Gesichtslose. »Man kann einen Geist nicht töten.«

Das war auch John Sinclair klar geworden, doch er mußte das Kind aus den Klauen des Kelems holen. Aber wie? Wenn er sich jetzt auf einen Kampf mit dem Gesichtslosen einließ, würde er zuviel Zeit verlieren. Also handeln.

»Ich werde dich jetzt töten«, sagte der Gesichtslose und setzte sich in Bewegung.

Da tat John Sinclair etwas, was der Dämon wohl nie von ihm erwartet hätte.

Er machte auf dem Absatz kehrt und gab Fersengeld.

Der Gesichtslose war zu überrascht, um sofort die Verfolgung aufnehmen zu können.

Dadurch gewann John einigen Vorsprang.

Mit Riesenschritten hetzte er auf die Wachturmtreppe zu, jagte die Stufen hoch, und als der Gesichtslose endlich bemerkte, was John vorhatte, war der Geister-Jäger schon durch die offen stehende Tür, im Innern des Turms verschwunden.

Hart knallte er die Tür zu.

Dunkelheit umfing den Oberinspektor. Er preßte sich gegen die Tür, holte seine kleine Lampe aus der Tasche, ließ sie aufflammen und entdeckte die beiden schweren Riegel.

Sie waren zwar verrostet, doch John schlug mit der Faust dagegen, so

daß sie in die Sperre einrasteten.

Draußen tobte der Gesichtslose. Er schlug wütend gegen die Tür, doch das Holz hielt.

Trotz der ernsten Situation gestattete sich der Geister-Jäger ein Grinsen. Noch nie hatte er einen Dämon mit solch einem simplen Trick hereingelegt.

Doch schnell wurde der Geister-Jäger wieder ernst. Er hatte sich umgedreht und erkannte im Strahl der Lampe eine Steintreppe, die in die Tiefe führte. An den Wänden hingen Pechfackeln. John nahm sich nicht erst die Zeit, eine davon anzuzünden. Er verließ sich auf seine Taschenlampe.

Die Stufen waren steil und von der Feuchtigkeit glitschig. Je tiefer John kam, um so schlechter wurde die Luft. Wie ein Nagel bohrte sich der helle Lichtfinger in die Dunkelheit.

Immer tiefer drang der Oberinspektor in den unterirdischen Bereich der Burg ein. Die Zeit saß ihm im Nacken.

John ahnte, daß es jetzt auf jede Sekunde ankam.

Und dann hörte er den gellenden Angstschrei!

***

Die Hand war schrecklich anzusehen!

Sie schimmerte grünlich, als hätte sich eine Haut aus Flechten und Moos über die Knochen gelegt. Knackend bewegten sieh die Finger, und weiße Knöchel sprangen vor.

Der Hand folgte ein Arm. Knochig, mit der grünen Schuppenhaut überzogen.

Wieder wurde die Tür ein Stück aufgezogen. Das häßliche Knarren durchschnitt die Stille.

Alice Paine zitterte am gesamten Körper. Sie ahnte nicht, daß das, was sie bisher erlebt hatte, ein Kinderspiel gegen das gewesen war, was noch auf sie zukam.

Der Kelem hatte die Tür jetzt weit aufgestoßen. Langsam trat er über die Schwelle.

Alice Paine hatte beim Anblick dieser Gestalt das Entsetzen wie ein Tiefschlag getroffen. In namenloser Panik hatte das Kind beide Hände vor das Gesicht geschlagen. Sie konnte diese grauenerregende Gestalt nicht länger ansehen.

Der Kelem fixierte sein Opfer.

Das gelbliche Glimmen in seinen leeren Augenhöhlen wurde stärker. Jetzt, wo er dicht vor dem Ziel stand, spürte er auch die Unruhe, die ihn erfaßt hatte.

Der Kelem bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines Raubtieres. Lautlos umrundete er die Särge. Er warf keinen Blick mehr auf die Toten, für ihn zählten nur noch die Lebenden.

Alice Paine hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt. Zwischen ihren gespreizten Fingern hindurch sah sie die Schreckensgestalt immer näher kommen.
Noch vier Schritte dann…
Plötzlich blieb der Kelem stehen. Lauschend drehte er den knochigen Schädel.
Irgend etwas hatte ihn gestört. Aber was?
Bekam Alice Paine jetzt noch eine Gnadenfrist? Auf einmal fauchte der Kelem wütend auf. Da er und der Gesichtslose eine Person waren, spürte er, daß oben was Unvorhergesehenes geschehen sein mußte. Er hatte von seinem Zweitkörper eine telepathische Warnung bekommen.
Gefahr hieß die Warnung!
Der Kelem schüttelte unwillig den Kopf. Jetzt hatten die Signale aufgehört. War die Gefahr vorbei?
Der Kelem hoffte es, war aber weiterhin beunruhigt. So dicht vor dem Ziel wollte er sein Opfer nicht mehr verlieren.
Er streckte seinen häßlichen, von grüner Schuppenhaut überzogenen Arm aus.
Die knochigen Finger krallten sich in die linke Schulter des angststarren Mädchens.
Alice Paine spürte die Kälte, die von der gekrümmten Klaue ausging. Ihr Körper krampfte sich zusammen, wehrte sich gegen den gnadenlosen Griff, doch der Kelem zog sie mit einem Ruck zu sich heran.
Mit der freien Hand schlug er die Hände von ihrem Gesicht weg.
Aus einer Handbreit Entfernung sah Alice Paine dem Schrecklichen in die Augen.
Fest prägte sich dieser Anblick in Alice Paines Gedächtnis ein, und all die Angst und Panik, die immer wieder in ihr hochgestiegen waren, entluden sich in einem gellenden Schrei…
John Sinclair hörte den Schrei, der ihn traf wie ein Messer.
Das Kind befindet sich in höchster Gefahr! Dieser Gedanke hämmerte in John Sinclairs Gehirn.
Der Geister-Jäger gab jede Vorsicht auf. Jetzt gab es nur noch die Rettung dieses unschuldigen Kindes.
John jagte die restlichen Stufen hinunter und hatte Glück, daß er nicht hinfiel und sich die Knochen brach.
Mit einem gewaltigen Sprung nahm er die letzten fünf Stufen, kam gut auf und schnellte aus der Hocke hoch.
John Sinclair war im letzten Augenblick gekommen. Nur eine Minute später, und mit Alice Paine wäre es vorbei gewesen.
Ein grünschimmerndes Skelett hatte das blondhaarige Mädchen gepackt. Alice wehrte sich verzweifelt unter dem gnadenlosen Griff, doch der Kelem zog sie auf den letzten, noch freien Steinsarg zu.

Der Kelem war so mit seinem Opfer beschäftigt, daß er Johns Kommen nicht bemerkt hatte.

John hatte die Pistole weggesteckt. Mit leeren Händen stand er im Verlies des Schreckens.

»Laß das Mädchen los!« peitschte die Stimme des Geister-Jägers…

***

Der Kelem stieß das Kind weg, als hätte ihn der Blitz getroffen.

John Sinclair packte sofort zu, bekam Alice Paine am Oberarm zu fassen und zog das schreckensbleiche Kind hinter seinen Rücken in Deckung.

Alice hatte noch gar nicht richtig mitbekommen, daß sie wenigstens vorläufig gerettet war. Ihr Blick war leer, ausdruckslos und das Gesicht ein Abziehbild des Schreckens.

Der Kelem war zur Seite gesprungen und wandte Sinclair jetzt seinen häßlichen Schädel zu. In den tiefen Augenhöhlen flammte ein gelbrotes Feuer, ein Zeichen, wie erregt der Kelem war.

»Wer bist du?« zischte der Dämon.

»John Sinclair. Man nennt mich auch den Geister-Jäger!«

Der Kelem wankte einen Schritt zurück. Für Bruchteile von Sekunden wurde das Leuchten in seinen Augen schwächer. John Sinclair hatte den Kelem mit seiner Antwort überrascht.

Natürlich kannte er den Namen des Geister-Jägers. John Sinclair war in Dämonenkreisen gefürchtet. Sein Name war ein Begriff. Davon zeugten auch die zahlreichen Niederlagen, die John den Mächten des Bösen schon beigebracht hatte. Seit fast vier Jahren kämpfte er gegen die Ungeheuer aus der Dämonenwelt, und bisher hatte John Sinclair sie noch alle überlebt. Selbst Doktor Tod, seinen Supergegner, der ihm als Andenken die Narbe auf die Wange gezeichnet hatte, die immer dann anfing zu brennen, wenn sieh John Sinclair in ungewöhnlichen Streßsituationen befand.

Wie jetzt, zum Beispiel.

John spürte die Narbe, und er hatte das Gefühl, seine reche Wange wäre in glühende Lava getaucht.

Der Kelem starrte John an. »Wie bist du hierher gekommen?«

John grinste. »Sagen wir Zufall. Aber diese Antwort wird dich wohl nicht befriedigen.«

»Das stimmt. Wer hat dich also hergerufen?«

»Das binde ich dir nicht unter die Nase.« John Sinclair sprach bewußt provozierend. Er wollte den Kelem aus der Reserve locken, ihn angreifen lassen, um dann zurückzuschlagen. Wichtig war, daß erstmal dem Kind nichts geschah.

Der Kelem hatte sich wieder gefangen. Sein Skelettarm wischte durch die Luft, und aus seinem Rachen drang ein böses Lachen. »Auch wenn

du der Geister-Jäger bist, wirst du mich nicht daran hindern können, mir mein letztes Opfer zu nehmen. Jahrtausende habe ich darauf gewartet. Ich bin damals von den mächtigeren Dämonen grausam bestraft worden und hatte lange Zeit, mir meine Rache auszudenken. Ich habe die Strafe widerspruchslos hingenommen und auch die Teilung, obwohl dadurch viel Kraft verloren ging. Aber ich habe gebüßt. Habe Siege und Niederlagen meiner Brüder mitbekommen und nur auf meine Stunde gewartet. Und dann war es endlich soweit. Die Strafe wurde aufgehoben. Doch erst mußte eine Bedingung erfüllt werden, damit die beiden Körper wieder eins werden. Sieben Opfer sollten es sein. Ich stehe dicht vor dem Ziel. Doch die Vereinigung wirst du nicht mehr miterleben. Sie wird erst nach deinem Tod stattfinden, Geister-Jäger!«

Der Kelem hatte John die Worte haßerfüllt ins Gesicht geschleudert. »Ich hatte Zeit, zu lernen«, fuhr er fort. »Glaub nur nicht, daß du mich mit geweihten Silberkugeln besiegen kannst. Nein, auch die Dämonen haben sich weiterentwickelt, um im Kampf gegen die Menschheit bestehen zu können. Und nun werde ich dich töten, du verdammter Erdenwurm. Denk daran, du hast es nicht mit einem Gegner zu tun. Wir sind zu zweit.«

»Irrtum«, erwiderte John kalt. »Der Gesichtslose wird dir nicht helfen können. Er befindet sich auf dem Burghof. Ich habe ihn, wie man so schön sagt, ausgesperrt.«

»Wirklich?« höhnte der Kelem. »Du müßtest doch wissen, daß ein Dämon Kraft seines Geistes ein normales Schloß aufbekommen kann. Dreh dich nur mal um.«

John Sinclair glaubte an einen Bluff, doch dann hörte er hinter seinem Rücken Alice Paine aufschluchzen.

John wirbelte um die eigene Achse.

Der Kelem hatte nicht gelogen. Auf der untersten Treppenstufe stand der Gesichtslose. Und er hielt seine Peitsche in der Hand.

John Sinclair sträubten sich die Haare. Seine Chancen sanken auf ein Minimum. Er war von zwei zu allem entschlossenen Gegnern eingekreist, und er konnte nicht einmal sagen, welcher der Gefährlichere der beiden war.

Sein Blick streifte das gefangene Mädchen. Alice Paine war an der Wand zusammengesunken und kauerte auf dem Boden. Sie hatte die Beine angezogen, hielt den Körper geduckt und ihre Hände gegen das Gesicht gepreßt.

Sekunden verrannen.

Mit einer kaum wahrzunehmenden Bewegung schüttelte der Gesichtslose die Peitschenschnur aus. Sie ringelte über dem Boden wie eine Schlange.

John erkannte unter der Kapuze kein Gesicht, glaubte aber, die

Ausstrahlung des Bösen beinahe körperlich zu spüren.
Welchen Dämon sollte er zuerst angreifen? Den Kelem, den Gesichtslosen?
Einer war so gefährlich wie der andere.
Und womit sollte er sie besiegen? Seine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole war wertlos, und auch der Dolch würde ihm nicht viel helfen.
Ihm vielleicht nicht, aber dem Kind!
Der Griff des Dolches hatte die Form eines Kreuzes. Und bisher hatte ein geweihtes Symbol noch immer gegen die Mächte der Finsternis geholfen. Es schreckte sie ab und bereitete ihnen oft körperliche Schmerzen.
Mit einer blitzschnellen Bewegung zog John den Dolch, und ehe einer der beiden Dämonen reagieren konnte, hatte er die Waffe dem Mädchen in die Hand gedrückt.
Und zwar so, daß das Kreuz zu sehen war.
»Halt ihn gut fest«, sagte John. Alice hatte nicht begriffen, folgte aber automatisch Johns Anordnungen.
Zum Glück hatte der Dolch keine geschliffene Scheide, sonst hätte sich das Mädchen die Hände verletzt.
Da schlug der Gesichtslose zu.
John Sinclair sah es aus den Augenwinkeln, machte einen grotesk anmutenden Sprung nach vorn und entging dem Leder um Haaresbreite.
Wieder pfiff das Leder heran, ringelte sich plötzlich um Johns Körper, und dann wurde der Oberinspektor mit mörderischer Wucht auf den Gesichtslosen zugerissen.
Einen Arm hatte John Sinclair noch frei, aber damit würde er sich die beiden Gegner kaum vom Leibe halten können. Der Kelem hatte sich neben den Gesichtslosen gestellt, erwartete John Sinclair mit gekrümmten Klauenhänden.
John stemmte sich gegen den Zug.
Ohne Erfolg. Der Gesichtslose hatte übermenschliche Kräfte.
Der Geister-Jäger fiel zu Boden, hielt sich mit einer Hand am Rand eines Steinsarges fest, wurde weitergezogen und rutschte mit der Hand ab, deren Innenfläche sofort zu bluten begann.
Der Gesichtslose und der Kelem lachten. Ihnen war etwas gelungen, wovon die meisten Dämonen nur träumten. Der Geister-Jäger befand sich wehrlos in ihren Klauen.
Die Hälfte des Weges hatte John schon hinter sich. Vergeblich bemühte er sich, aus der Umklammerung zu kommen. Bäuchlings wurde er über den Steinboden gezogen und kam den Höllenboten immer näher.
Nur noch Sekunden, dann war es aus.

Und dann sah John Sinclair die brennende Fackel. Vielleicht zum erstenmal bewußt.

Augenblicklich kam ihm die Idee.

Den linken Arm hatte der Geister-Jäger frei, der rechte war ihm durch die Schnur an den Körper gepreßt worden.

John streckte den Arm aus, spreizte die Finger – und bekam die Fackel zu fassen.

Hart packte er zu.

Im Liegen noch hob er den Arm, sah die unheimliche Gestalt des Gesichtslosen dicht vor sich und auch das Skelettgesicht des Kelems, der wohl ahnte, was geschehen würde und sich plötzlich in Sicherheit brachte.

Der Gesichtslose schaffte es nicht.

John Sinclair schleuderte den Arm vor.

Die Kutte fing Feuer. Von einer Sekunde zur anderen leckten die Flammen hoch.

FEUER! Das war es, was die Dämonen am meisten fürchteten. Denn dagegen hatten sie noch kein Mittel gefunden.

Der Gesichtslose brüllte infernalisch auf. Die Flammen hatten jetzt die gesamte Kutte erfaßt, ringelten hoch bis zur Kapuze.

Die Hand des Gesichtslosen, die den Peitschenstiel hielt, öffnete sich.

Der kurze Stiel klatschte zu Boden.

Rasch packte John ihn und rollte sich aus der gefährlichen Fesselung.

Er war für einige Sekunden abgelenkt und bekam deshalb nicht mit, was sich hinter ihm abspielte.

Der Gesichtlose war in das Verlies hineingerannt. Schreiend und als lebende Fackel jagte er durch das Gewölbe. Er schlug die Arme hin und her, versuchte vergeblich die Flammen zu löschen.

Aber auch der Kelem schrie. Der Gesichtslose war ein Teil von ihm, und wenn er Schmerzen spürte, fühlte sie auch der Kelem.

Doch der Gesichtslose wollte nicht allein sterben. Nein, er wollte die andere Hälfte seines Seins mit in die finstere Dämonenhölle nehmen.

Aus dem Paar waren plötzlich tödliche Gegner geworden. Der Gesichtslose jagte den Kelem durch das Verlies, und John Sinclair, der sich der Schnur entledigt hatte, nutzte die Gelegenheit, sprang auf, packte Alice Paine, jagte mit ihr einige Stufen hoch und legte das Mädchen dann nieder.

Dann hetzte John wieder zurück.

Er kam gerade zurecht, um den Todeskampf des Gesichtslosen mit zu erleben.

Die Kutte war jetzt völlig verbrannt. Ein letztes Aufflackern der Flammen noch, dann war es vorbei. Grüne Asche lag auf dem Boden. Mehr war von dem Gesichtslosen nicht übrig geblieben.

Aber noch lebte der Kelem.

Obwohl er um die Hälfte seiner Kraft beraubt worden war, dachte er nicht daran aufzugeben.

Doch auch John Sinclair war kein Waisenknabe.

Er beobachtete den Kelem genau, bückte sich in einem günstigen Augenblick und hielt dann wieder die Fackel in der Hand.

Der Lichtschein zuckte über John Sinclairs hartes angespanntes Gesicht, ließ seine Züge aussehen wie aus Granit gemeißelt.

Das Skelett heulte auf. Der Schädel wischte hin und her, der Kelem suchte nach einem Ausweg.

Und fand ihn plötzlich.

Blitzschnell jagte er auf die Tür zu, die zu seinem eigenen Verlies führte. Ehe John reagieren konnte, hatte er sie aufgerissen.

Sinclair flog durch die Luft, prallte gegen das Holz, stieß die Tür auf und fiel in das dahinterliegende Verlies.

John prallte hart auf die Erde, wälzte sich auf den Rücken, wollte wieder hochschnellen, doch im gleichen Atemzug blieb ihm fast das Herz stehen.

Der Kelem hielt einen schweren Sarkophagdeckel mit beiden Händen umklammert und war bereit, ihn John Sinclair in der nächsten Sekunde auf den Schädel zu schmettern…

***

John Sinclair sah den schweren Sarkophagdeckel herabsausen und rollte sich im allerletzten Augenblick zur Seite.

Er drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, wußte für Sekunden nicht wo links und rechts oder oben und unten war – dann knallte der schwere Deckel neben ihm zu Boden.

Es gab einen mörderischen Krach.

Singend sprang der Deckel in tausend Stücke. Die Brocken flogen wie Geschosse durch das Verlies, klatschten gegen die dicken Steinwände und wurden nochmals zertrümmert.

John Sinclair hatte die Fackel fallen gelassen. Er lag auf dem Boden und deckte mit beiden Armen seinen Kopf. Ein Splitter fetzte ihm den Jackenärmel auf und riß eine blutige Furche in seinen Oberarm.

Jetzt hatte der Kelem die Chance, seinen Todfeind zu erledigen, doch das Gegenteil war der Fall.

Der wütende Schrei des Kelems jagte durch das Verlies.

Der Dämon war geschockt, er hatte geglaubt, daß der schwere Deckel John Sinclair zerschmettern würde und nicht damit gerechnet, daß der Geister-Jäger ein in Hunderten von Auseinandersetzungen erprobter Kämpfer war, und seine Schnelligkeit und Kraft immer wieder erneut beweisen mußte.

Mit einem gewaltigen Satz war John Sinclair auf den Beinen. Er wollte sich nach der Fackel bücken, um sie als Waffe gegen den Kelem

einzusetzen, doch da sah er, daß es nicht mehr nötig war.

Der Kelem war schon besiegt!

Von einer Sekunde zur anderen brach er in die Knie. Wie eine Marionette, deren Fäden durchgetrennt worden waren. Der Kelem kniete auf dem Boden, schwankte hin und her. Sein Schädel pendelte, als gehöre er gar nicht mehr zum Körper.

John Sinclair wußte nicht, weshalb der Kelem so reagiert hatte. Er konnte sich aber vorstellen, daß der Tod des Gesichtslosen auch den Kelem geschwächt hatte. Schließlich gehörten die beiden zusammen, hatten ein Doppeldämonenpaar gebildet.

Auf einmal begann der Kelem zu brüllen. Grauenhafte unartikulierte Schreie drangen aus seinem Maul. Der Kelem mußte alle Schmerzen der Hölle verspüren. Ein kalter Windzug pfiff plötzlich durch das Verlies, preßte John gegen die Steinwand und heulte eine mißtönende Melodie.

Der Kelem wurde von der Bö gepackt.

Wild drehte er sich im Kreis, wurde zu einer grün schimmernden Spirale, die sekundenlang handbreit über dem Boden schwebte, sich dann auflöste und als Nebelschwaden davonwehte.

John Sinclair stand wie erstarrt. Seine Augen waren immer noch auf den Fleck gerichtet, wo er die Nebelspirale zum letztenmal gesehen hatte.

Es war für ihn ein unbegreiflicher Vorgang gewesen. Hier hatte die Schwarze Magie in das Geschehen eingegriffen und es an sich gerissen.

Und dann brandete die Stimme auf. Sie war plötzlich da, schien von überall herzukommen und war gewaltig wie der Donner eines Sommergewitters.

»Er hat versagt«, sagte die Stimme. »Die lange Strafe hat nichts genutzt. Er hat wieder einen Fehler gemacht. Der Kelem ist nicht würdig, ein Dämon zu sein, und nur deshalb ist er ausgelöscht worden.«

Die Stimme verstummte so plötzlich, wie sie gekommen war.

Stille senkte sich über das Verlies des Schreckens. Nur John Sinclairs heftiges Atmen war zu hören.

John hatte nicht mehr einzugreifen brauchen. Ein mächtigerer Dämon hatte den Kelem vernichtet. Und wieder einmal hatte der Geister-Jäger erlebt, wie gnadenlos im Reich der Finsternis regiert wurde. Wer versagte, wurde ausradiert.

Die Hölle kannte kein Erbarmen!

John Sinclair wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Er war über und über mit Staub bedeckt, und der Handrücken hinterließ auf seiner Haut einen feuchten Schmierfilm.

Mit schleppenden Schritten ging John aus dem Verlies, das ihm

beinahe zum Grab geworden wäre. Einige Sekunden blieb er vor den offenen Särgen stehen.

Im vorletzten Sarg lag Mike O’Shea. John Sinclair wußte, wie der Mann aussah. Mary O’Shea hatte ihm ein Bild gezeigt.

Mikes Gesicht war eine Grimasse des Entsetzens. Er mußte in den letzten Sekunden seines Lebens grausam gelitten haben.

Dann wandte der Geister-Jäger sich ab.

Er fand Alice Paine auf der Treppe sitzend. Sie hielt den geweihten Dolch immer noch fest umklammert und blickte John aus ihren großen blauen Augen an.

Der Oberinspektor lächelte. Behutsam strich er dem Kind über das blonde Haar. Dann sagte er leise: »Komm, Alice, laß uns gehen. Dein Dad wartet schon.«

John streckte dem Kind die Hand hin. Alice ergriff sie, und der Oberinspektor nahm das Mädchen auf den Arm. Vorsichtig drehte er ihr den Dolch aus den Fingern und steckte ihn wieder in die eigens dafür vorgesehene Scheide.

Alice Paine legte den Kopf an Johns Schulter. Und plötzlich begann sie zu weinen. Aber es waren Tränen der Erleichterung.

***

Langsam ging John mit dem blondhaarigen Mädchen den Weg zum Dorf hinunter.

An der ersten Kurve kam ihnen bereits Sam Bassum entgegen. Der Automechaniker hatte eine Decke mitgebracht.

»Mein Gott, sie lebt«, sagte er, nahm John das Kind ab und wickelte es in die Decke.

Alice merkte davon nichts. Sie war eingeschlafen.

Die anderen Männer hatten gewartet. John redete ein paar Worte mit ihnen, und man kam überein, daß Alice solange, bis ihr Vater sie abholte, bei Mary O’Shea bleiben sollte.

John sprach aber zuerst allein mit der Frau. Mit behutsamen Worten setzte er sie vom Tod ihres Mannes in Kenntnis.

Mary O’Shea blickte dabei aus dem Fenster. »Sie brauchen nichts mehr zu sagen, Herr Oberinspektor«, sagte sie mit spröder Stimme. »Ich habe gespürt, daß Mike nicht mehr zurückkommt. Er hat sich geopfert, aber vielleicht ist das Opfer nicht ganz umsonst gewesen, denn wenn man bedenkt, was noch alles hätte passieren können…«

Sie verstummte und wandte sich um. »Sie denken doch auch so, Herr Oberinspektor.«

»So ungefähr, Mrs. O’Shea.«

John blieb noch einige Minuten und verabschiedete sich dann.

Inzwischen war aus Glasgow die Polizei eingetroffen. Sie war gleich mit zwei Mannschaftswagen gekommen.

John setzte die Beamten kurz ins Bild und berichtete auch von den sechs Leichen, die noch abgeholt werden mußten. Einen genauen Bericht wollte er dem Leiter der Abteilung später zukommen lassen.

Dann ging der Geister-Jäger telefonieren. Er wollte Horace Paine anrufen, der noch nicht wußte, daß seine Tochter gerettet worden war. Er dachte sie ja noch immer in den Fängen der Kidnapper.

John Sinclair telefonierte von einem Polizeiwagen aus. Er sprach zehn Minuten mit Horace Paine, und der Bergwerksdirektor versprach, sofort zu kommen.

John hatte selten einen so erleichterten Mann gesehen, als er Paine zwei Stunden später gegenüberstand. Lange betrachtete Paine seine schlafende Tochter, dann gingen er und John Sinclair in das kleine Gasthaus des Ortes.

Behutsam weihte der Oberinspektor Horace Paine in die Details des Falles ein.

Paine wurde von Minute zu Minute bleicher. Zum Schluß sagte John: »Sie wissen, was Ihre Tochter durchgemacht hat. Versuchen Sie ihr zu helfen, daß sie das Schreckliche vergißt. Sie ist noch jung und wird darüber hinwegkommen.«

»Ich werde tun, was in meinen Kräften steht, Mister Sinclair«, sagte Horace Paine. »Da ist aber noch etwas. Diese Mrs. O'Shea – sie ist ja jetzt allein mit ihren Kindern. Ich könnte für meinen Haushalt eine Frau gebrauchen. Was meinen Sie, Mister Sinclair, würde Mrs. O'Shea wohl bereit sein, zu mir zu kommen?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen«, erwiderte John achselzuckend. »Aber fragen kostet nichts.«

Horace Paine hielt sein Versprechen, und Mrs. O'Shea war mit seinem Vorschlag einverstanden.

Sie zog mit ihren beiden Kindern nach Glasgow, doch das war erst zwei Wochen später.

John erfuhr davon durch Horace Paines Brief, aber da hatte er schon längst einen anderen Fall am Hals. Trotzdem war er froh, daß die Sache mit der Teufelskutsche doch noch ein gutes Ende gefunden hatte.

ENDE